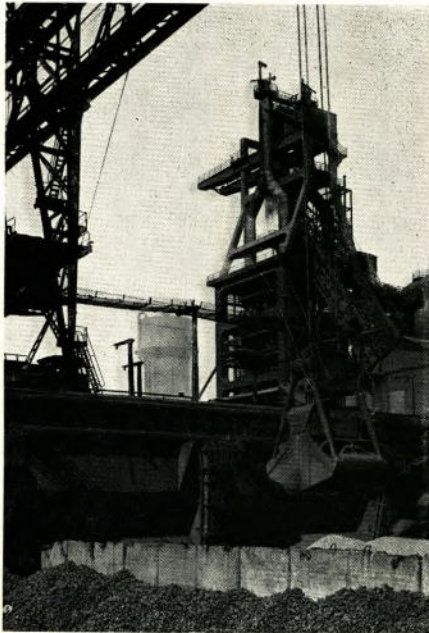




WERK *und* WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

10
1964



Titelseite: Zwölf- bis fünfzehntausend Tonnen Erz verbrauchen die Hochöfen der Westfalenhütte an jedem Tag (auf unserem Bild Hochofen 7). Diese gewaltige Menge wird bildhaft, wenn man sich vorstellt, daß zu ihrem Transport acht bis zehn Eisenbahnzüge notwendig sind, von denen jeder 28 Waggons umfaßt



Rückseite: Aus aller Welt stammt das Erz, aus dem in den Hochöfen der Westfalenhütte Roheisen erschmolzen wird. Hier ein Erzfrachter der Reederei Frigga mit Kurs auf Narvik, wo das in den schwedischen Eisenerzgruben von Kiruna geförderte Erz verschifft wird

Ein Wort an alle Mitarbeiter zum Ende des Geschäftsjahres 1963/64

Am 30. September endete das Geschäftsjahr 1963/64 unserer Gesellschaft. Nach dem Ablauf dieses Geschäftsjahres haben wir besonderen Grund, Rückschau zu halten, denn um die Mitte 1963 sahen wir mit Sorge in die Zukunft. Damals näherten sich Preise und Erlöse dem Tiefpunkt; Aufträge und Erzeugung gingen von Monat zu Monat zurück.

Unerwartet trat im Winter 1963/64, dann aber verstärkt im Frühjahr und Sommer 1964 eine bemerkenswerte Wende ein. Das wirtschaftliche Wachstum in der Bundesrepublik, in Großbritannien, in den Vereinigten Staaten beschleunigte sich. Auch auf dem Stahlmarkt stieg die Nachfrage erfreulicherweise stark an.

Die bessere Nachfrage nach Stahlerzeugnissen fand unsere Werke nicht unvorbereitet. Doch wenn wir uns heute an die Belegschaften wenden, so tun wir es, weil wir dank deren Mitarbeit in diesen Monaten Höchstleistungen erzielt haben. Auf der Möglichkeit solcher Höchstleistungen haben wir zwar mit unseren Planungen und Investitionen seit langem hingearbeitet; aber daß sie in den heißen Sommermonaten, die dazu noch Ferienmonate waren, erreicht werden konnten, ist das Verdienst aller unserer Mitarbeiter. Wir freuen uns, dies besonders hervorheben zu können, zumal wir im abgelaufenen Geschäftsjahr von einigen Betriebsstörungen und auch Unglücksfällen nicht verschont blieben.

Die Westfalenhütte meldete für den Monat August Höchstzahlen für die Roheisenerzeugung mit 181400 Tonnen und für die Rohstahlerzeugung mit 241220 Tonnen, im Monat Juli für die Warmbreitband-, die Profilstahlerzeugung und auch für die Lieferungen an Walzstahlerzeugnissen. Die Hohenlimburger Walzwerke erzielten ebenfalls Höchstleistungen, und auch unsere Schachtanlagen standen mit ihren Förderleistungen nicht nach: Die Dorstener Zeche Fürst Leopold-Baldur erreichte – ebenfalls im Monat Juli – mit 3389 kg je Mann und Schicht unter Tage ihre Höchstleistung. Mit 2855 kg je Mann und Schicht unter Tage übertraf der Hoesch-Bergbau im Geschäftsjahr 1963/64 den Ruhrdurchschnitt um 202 kg. Dabei erfüllt es uns mit Sorge, daß trotz dieser Leistungen die Probleme des Bergbaus wegen des immer schärfer werdenden Verdrängungswettbewerbs von Tag zu Tag größer werden.

Diese erfolgreiche Arbeit im Bergbau, in der Westfalenhütte und nicht minder in den Werken und Gesellschaften der Weiterverarbeitung verdanken wir sicherlich zu einem guten Teil der Rationalisierung sowie der besseren Auslastung unserer Anlagen, aber genauso dem freudigen Einsatz und der guten Zusammenarbeit aller im Hoesch-Kreis Beschäftigten.

Diese Feststellungen berechtigen uns alle, an der Wende des Geschäftsjahres zu friedem zurückzublicken und zuversichtlich in das neue, am 1. Oktober begonnene Geschäftsjahr einzutreten, das uns sicherlich neue große Aufgaben als Folge einschneidender struktureller Änderungen und damit auch neue Probleme bringen wird. Wir werden sie aber meistern können, wenn uns alle derselbe Geist der Zusammenarbeit und freudig erfüllter Pflicht beherrscht wie im Jahre 1963/64.

Dem Dank des Vorstandes an alle Mitarbeiter hat sich unser Aufsichtsrat in seiner Sitzung am 6. August 1964 ausdrücklich und einmütig angeschlossen.

DER VORSTAND DER HOESCH AG

Inhalt

- 339 **Erzumschlagbunker der Westfalenhütte**
- 342 **Alte Ansichten – neu gesehen**
- 344 **Menschen wie du und ich: Der Forschungsassistent**
- 346 **Letzte Prüfung vor der Prüfung**
- 348 **Warte auf das grüne Licht . . .**
- 350 **Das Parlament der Bergleute**
- 354 **Arbeitssicherheit zwischen Wollen und Können**
- 355 **Sechseinhalb Kilometer Bücher in der Stadt-
und Landesbibliothek Dortmund ■**
- 360 **Menschen im Betrieb:
Betriebsklima – gibt es das noch? ■**
- 362 **50 Jahre bei uns**
- 363 **Wenn die Schicht zu Ende ist . . . ■**
- 364 **400 Kinder aßen mit**
- 365 **Ludwig Rosenberg: Gewandelte Beziehungen
zwischen Gewerkschaften und Werkzeitschriften**
- 366 **Passiert – notiert – fotografiert**
- 367 **Wir lasen für Sie
Vor zehn Jahren berichtete Werk und Wir**
- 368 **Feriengrüße unserer Lehrlinge**
- 370 **Jubilare**
- 371 **Fotowettbewerb**

Unsere Werke und Gesellschaften



Hoesch AG Bergbau
Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte
Dortmund



Hoesch AG
Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke
Dortmund, Hiltrup, Hagen



Hoesch AG Bandstahlwerk
Dortmund



Schmiedag Aktiengesellschaft
Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG
Dortmund



TriererWalzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld, Trier

Döhner AG Letmathe



Dörken Aktiengesellschaft
Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft
Homburg/Saar



Schwinn S.à r.l. Hénin-Liétard
(Pas-de-Calais)

Dittmann-Neuhaus Herbede-Ruhr



Rheinischer Vulkan,
Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH
Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i.W.

Gesamtbelegschaft 50000



Dortmunder Plastik GmbH
Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH
Dortmund



Hoesch Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH
Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH
Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhand
GmbH Essen



Schiffswerft Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH
Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH
Oficina de Madrid



Hoesch Argentina S.A.
Industrial y Comercial Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana S.p.A. Mailand



American Hoesch Inc. New York



Hoesch France S.à r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

**WERK
und
WIR**

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötting. Graphische Gestaltung: Karl-Georg Schmidt, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822294/0822123. Druck: dumont presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten 109 bis 120: Willi Laser. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötting. Graphische Gestaltung: Karl-Georg Schmidt, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822294/0822123. Druck: dumont presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALEN-

HÜTTE, Seiten 241 bis 268: Walter Hölkeskamp. Redaktionsleitung: Johannes Holschen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822123/0822294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die in Inhaltsverzeichnis mit □ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Titelseite: Fritz Sprengel. Rückseite: Johannes Holschen, Dortmund. Farbbinnenseiten: Brigitte Korte, ADAC-Bilderdienst, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Fotoabteilung Hoesch AG; Fotostelle Westfalenhütte; ADAC-Bilderdienst; Herta Arber, Düsseldorf; Cramers Kunstanstalt, Dortmund; J. H. Darching, Dortmund; Dülberg, Soest; dpa; Johannes Holschen, Dortmund; Walter Kirchberger, Dortmund; Heinz Restemeier, Dortmund; Friedrich Schmieding, Dortmund; Gregor Stühler, Bochum; Karl-Heinz Vogel, Dorsten; und Werk- und Privataufnahmen, Zeichnungen: Hans Gelsen, Dortmund; Ulrik Schramm, Feßlading.

Hier kommt das Erz an



Zwischen den hohen Gebäuden der Sinteranlage verliert sich fast der Erzumschlagbunker (rechts vorn), in den alle vom Dortmunder Hafen oder von Emden eintreffenden Erzzüge ihre Ladung entleeren

Zwölf- bis fünfzehntausend Tonnen Erz verbrauchen die Hochöfen der Westfalenhütte an jedem Tag. Diese gewaltige Menge wird bildhaft, wenn man sich vorstellt, daß zu ihrem Transport acht bis zehn Eisenbahnzüge notwendig sind, von denen jeder 28 Waggons umfaßt – so lang sind nämlich die bundesbahneigenen Züge, die das Erz direkt aus Emden zur Westfalenhütte schaffen.

Da über die Bundesbahn aber nur die Hälfte des täglich gebrauchten Erzes heranrollt, laufen auch eine Reihe Züge der Dortmunder Hafenbahn – sie zählen fünfzehn Wagen und übernehmen ihre Ladung von den im Hafen Hardenberg ankommenden Binnenschiffen – den Erzumschlagbunker der Westfalenhütte an.

Ein Tiefbunker schluckt das ganze Erz

Dieser Erzumschlagbunker, dem unser Bericht gilt, wirkt auf den ersten Blick längst nicht so eindrucksvoll wie die von ihm bewältigte Erzmenge. Er verliert sich zwischen den hochhaus-hohen Gebäuden der Sinteranlage und scheint nur aus einer vergleichsweise kleinen Halle zu bestehen, in die die vollbeladenen Erzzüge hineinfahren und die sie – ohne gehalten zu haben – leer wieder verlassen.

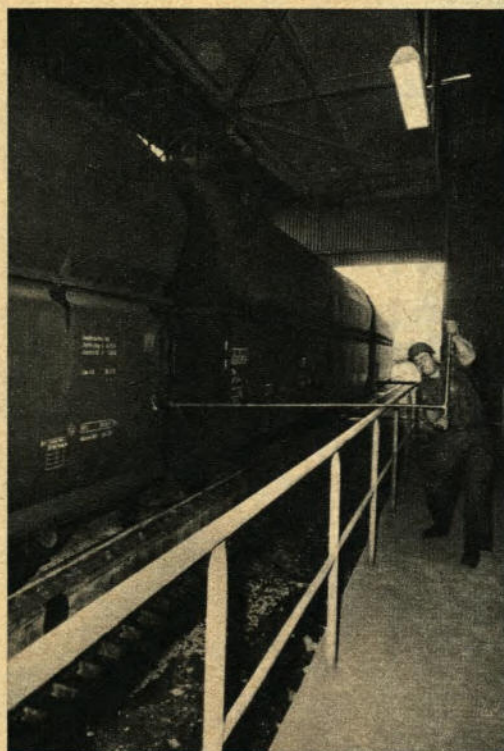
Wo aber ist das Erz geblieben? Meister Bernhard Appel lädt zum Näherkommen ein und löst mit einer Handbewegung das Rätsel: Unter den Schienen, auf denen die Erzzüge durch die Halle fahren, öffnen sich große Bunker. Drei von ihnen liegen hintereinander, und da zwei Schienentränge die Halle durchziehen, sind es insgesamt zwei mal drei, also sechs Bunker, deren jeder bis zu tausend Tonnen Erz faßt.

Hier hinein rutscht das Erz von den Waggons, schlittert über schräg aufeinander zulaufende Wände nach unten und wird dann durch achtzehn Bunkerverschlüsse zehn Meter unter dem Erdboden auf Transportbänder aufgegeben und

über eine 120 Meter lange Doppelbandbrücke wieder nach Übertage zur „Eckstation Nord“ geführt.

Dort teilt sich der Strom des Erzes: Das Feinerz läuft zu den Sinteranlagen, und das Groberz – das unsortiert von den Erzgruben gekommen ist – geht zur Erzbrech- und Erzsiebanlage. Hier wird es gebrochen und nach Korngrößen klassiert. Der Erzumschlagbunker, dessen Vorräte

▼ Während der gerade eingetroffene, volle Erzzug langsam weiterrollt, löst Franz Walter mit einem Steckschlüssel die verriegelten Waggons

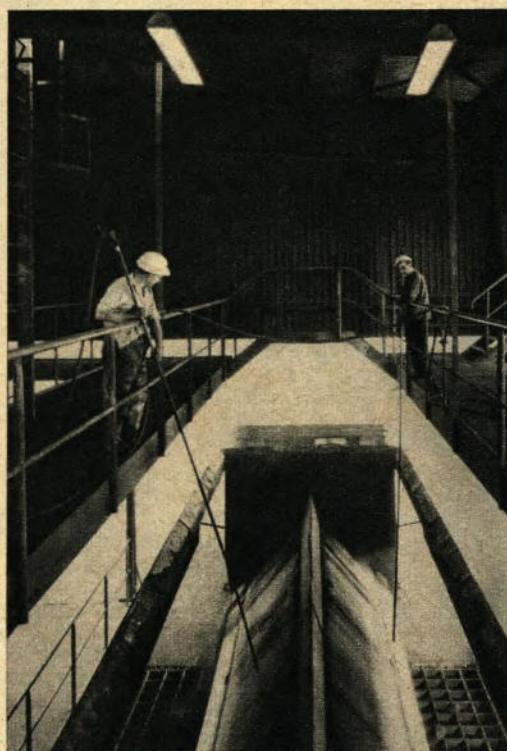


eine gleichmäßige und stete Erzzufuhr gewährleisten, ermöglicht, daß diese Arbeit in ununterbrochenem Fluß ablaufen kann.

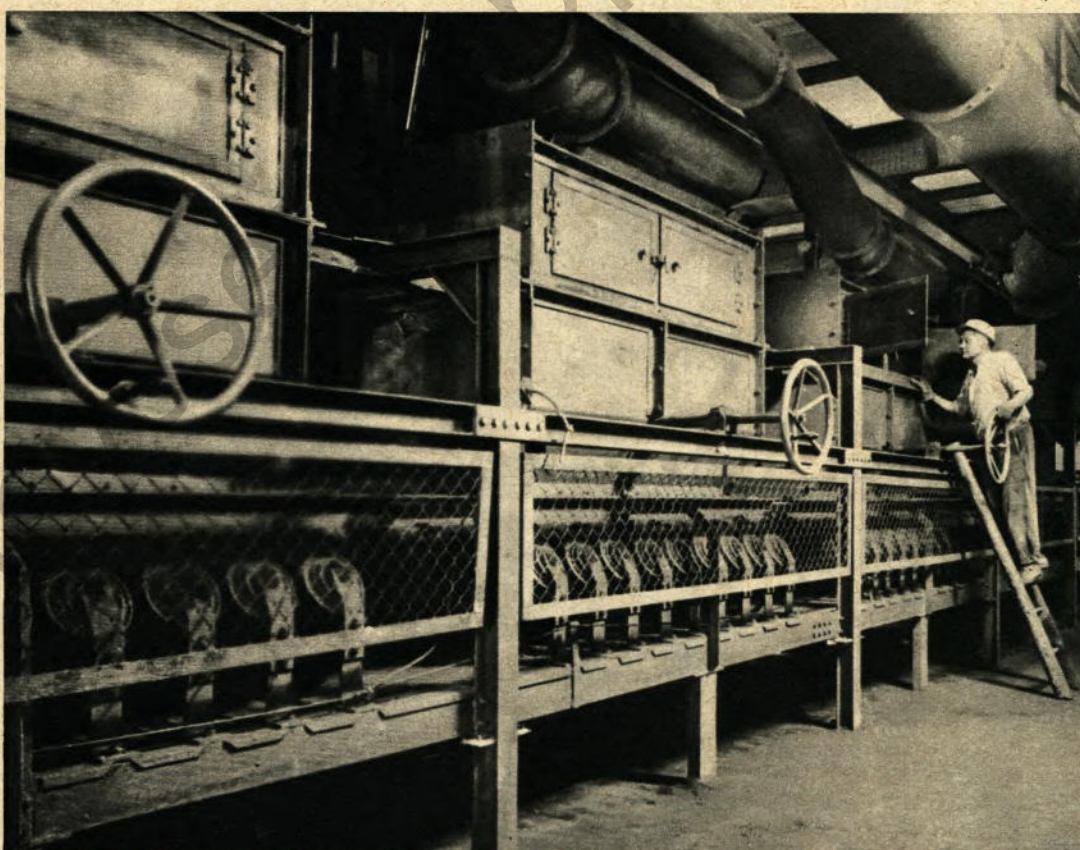
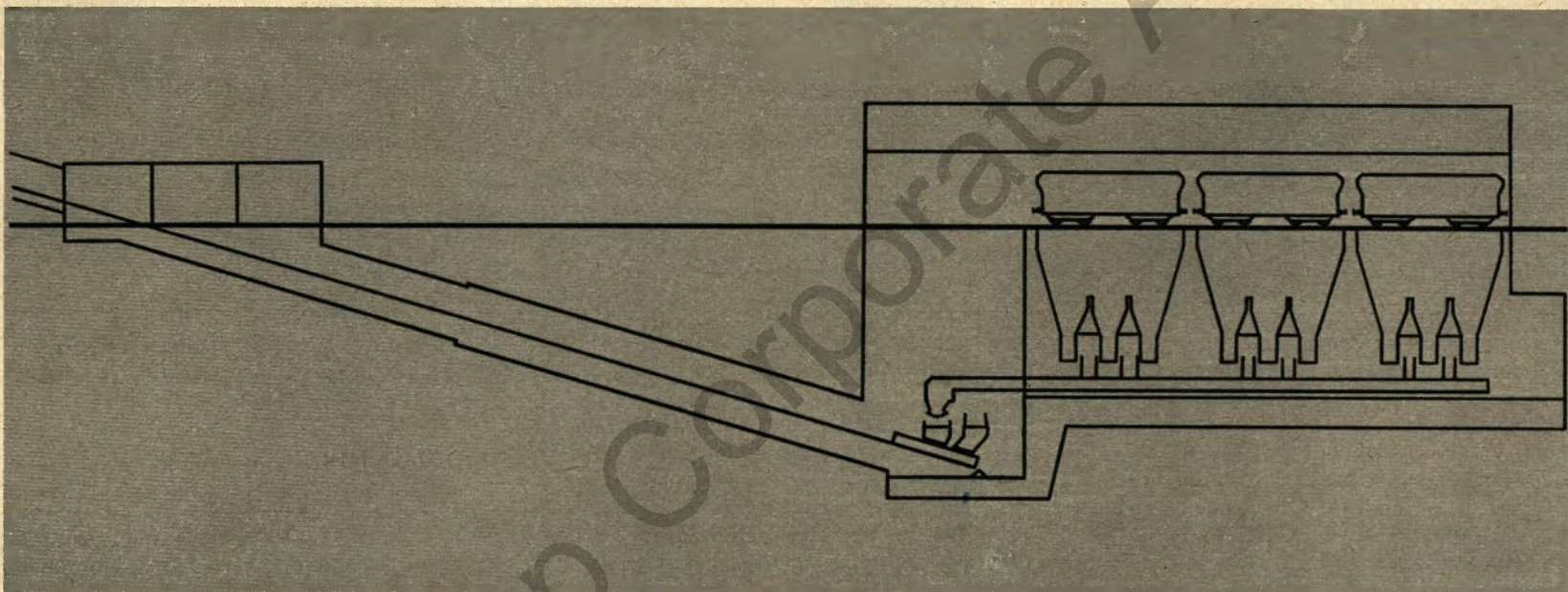
Vier Mann fertigen diese Züge ab

Doch zurück zur Ankunft der Erzzüge, die von einer vierköpfigen Mannschaft unter dem Dach der mit Tektal gedeckten und mit Platal verklei-

▼ Das Erz ist in die Bunker gerutscht – liegendegebliebene Reste blasen Erich Hurtig und Fritz Kores mit Preßluft nach



► Früher waren drei bis vier Mann der Ablademanschafft damit beschäftigt, die Seitenklappen der leeren Waggonen wieder zu schließen. Wie mühsam diese Arbeit war, zeigen auf dem Bild links Erich Hurtig und Fritz Kores. Seitdem Hermann Loeben (Bild rechts) ein auf der Hebelwirkung beruhendes Schließgestänge entwickelt hat, erfordert diese Arbeit nur noch halb soviel Kraft und Zeit



▲ Die Skizze läßt erkennen, wie das Erz von den Zügen in die unterirdisch angelegten Bunker rutscht, wie es an den Bunkerverschlüssen auf Transportbänder abgezogen wird und über eine lange Bandbrücke der Sinteranlage oder der Erzbrech- und Erzsiebanlage zuläuft

◀ Zehn Meter unter dem Erdboden wird das Erz durch achtzehn Bunkerverschlüsse auf Transportbänder aufgegeben; Willi Brecker steuert die ablaufende Menge

► Dieser Blick in die Halle, die mit Platal verkleidet und mit Tektal gedeckt ist, zeigt die Bunkeröffnungen, die sich zu beiden Seiten der durchfahrenden Züge öffnen

deten Werkhalle abgefertigt werden. Zunächst löst ein Mann mit einem langen Steckschlüssel die Verriegelung der Waggonen. Die Seitenklappen der Wagen springen auf, und das Erz rutscht und poltert in die Bunker, während der Zug im Schrittempo weiterrollt. Bleibt etwas Erz auf einem Waggon liegen – insbesondere dann, wenn es von Regen durchnäßt war –, fegt es der zweite Mann von einer Arbeitsbühne über dem Zug mit einem kräftigen Preßluftstrom vom Wagenboden. Nach dem Entladen sind die letzten zwei Mann der Ablademansschaft damit beschäftigt, die Seitenklappen der Waggonen wieder zu schließen. Bis vor kurzem waren für diese Arbeit drei oder auch vier Leute notwendig, die außerdem viel mehr Zeit als heute brauchten. Ein Verbesserungsvorschlag von Hermann Loebe – die Verbesserung ist in der Unterschrift der entsprechenden Bilder erklärt – machte die große Zeit- und Arbeitersparnis möglich.

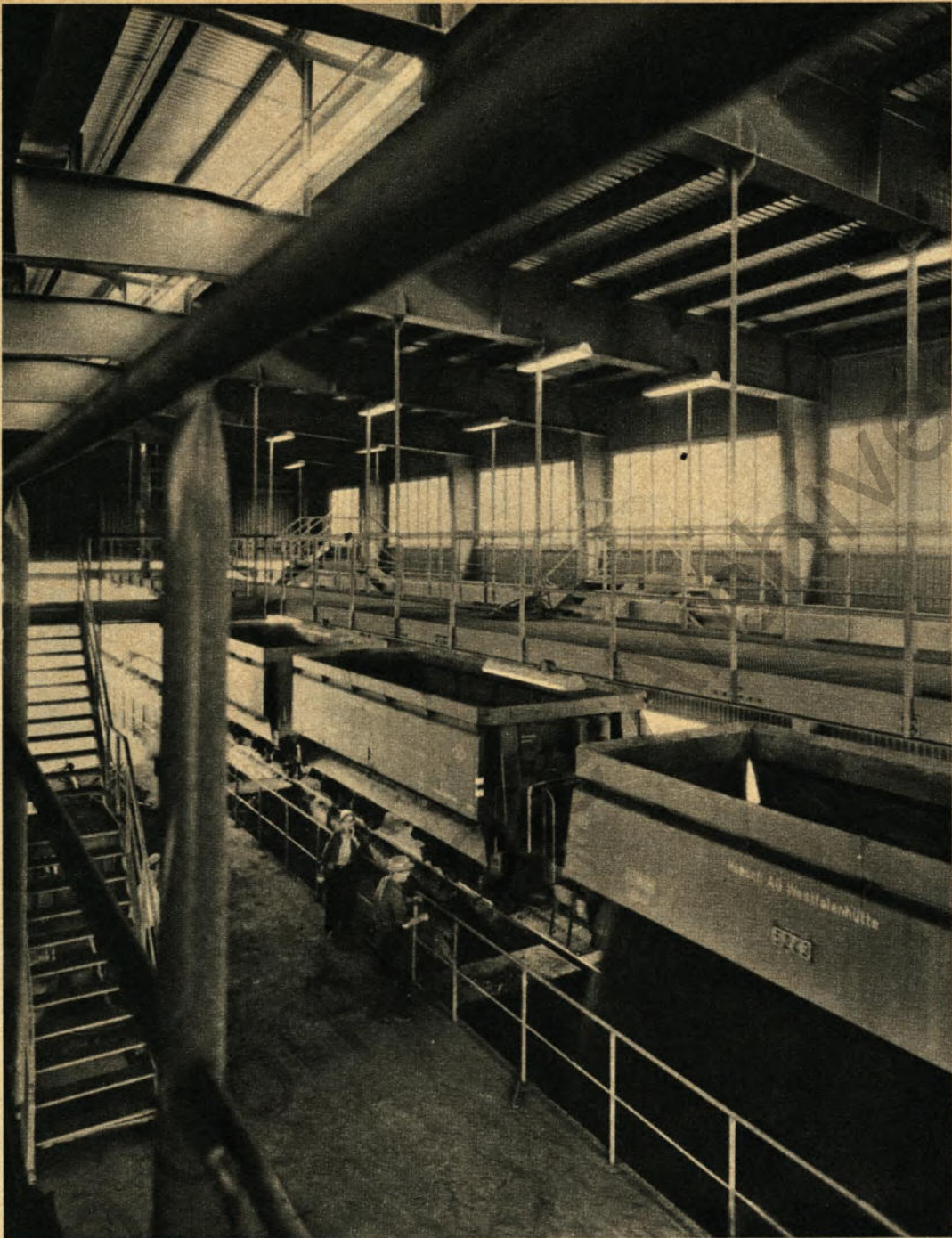
Auf dem Plan ist alles vermerkt

„Und was geschieht, wenn zwei Züge zugleich ankommen? Dann brauchen Sie doch eine zweite Ablademansschaft?“ Meister Appel schüttelt den Kopf. „Wir arbeiten nach einem genauen Fahrplan. Überraschend ankommende Züge gibt es nicht.“ Er weist in der Leitstelle des Erzumschlagbunkers auf den Arbeitsplan, den er jeweils 24 Stunden im voraus zusammenstellt und auf dem genau vermerkt ist, was, wann, wie im Bereich des Erzumschlagbunkers geschieht. Grundlage für den Arbeitsplan ist die Unter- richtung, welchen Erzbedarf die Hochöfen, die Sinteranlage und die Stahlwerke haben (auch die Stahlwerke brauchen monatlich einige tausend Tonnen Erz, die als Zuschlag dem Stahlbad zugegeben werden).

Damit dieser Bedarf rechtzeitig und in ausreichender Menge gedeckt wird, spricht Meister Appel die Ankunft der Bundesbahnzüge aus Emden und die der Kleinbahn vom Hafen Hardenberg ein bis anderthalb Tage vor ihrer Ab- fahrt ab. So ist er imstande, an jedem Tag einen für die folgenden 24 Stunden geltenden Arbeits- plan aufzustellen, auf dem genau vermerkt ist, wann welche Züge mit welcher Ladung ein- treffen, welche Bunker welche Erzsorten auf- nehmen und wieviel Zeit die Bänder für den Ab- transport der gerade angekommenen Mengen brauchen.

Diese enge Zusammenarbeit der „Leitstelle Erzversorgung“ mit Emden und dem Hafen Hardenberg auf der einen Seite und mit den Hochöfen und Sinteranlagen auf der anderen Seite macht es möglich, daß nur vier Mann tagein, tagaus zwölf- bis fünfzehntausend Ton- nen Erz in den Erzumschlagbunker entladen und zugleich zu den erzverbrauchenden Be- trieben weiterleiten.

► Meister Bernhard Appel stellt jeweils 24 Stunden im voraus einen genauen Plan zusammen, auf dem alle ankommenden Züge vermerkt sind, auf dem festge- halten ist, in welche Bunker sie ihre Ladung entleeren und der angibt, wieviel Zeit die Bänder zum Abtransport des Erzes brauchen



Alte Ansichten neu gesehen

damals



Kürzlich erhielt WERK UND WIR einen Brief aus der Türkei. Absender war Dr. Denker, der in Istanbul, der türkischen Hauptstadt, seit mehr als einem Menschenalter das einzige beratende, planende und ausführende Ingenieurbüro für Hüttenwesen, ins-

besondere für Elektrometallurgie, unterhält. Dr. Denker, der auch Inhaber eines Lehrstuhls an der Universität Istanbul ist, liest seit vielen Jahren mit Liebe und Genauigkeit unsere Werkzeitschrift und greift hin und wieder sogar zur Feder, um sich beispielsweise nach den Daten einer Betriebsanlage zu erkundigen oder auch um einen Druckfehler aufzuzeigen.

Diesmal aber wog der Brief Dr. Denkers schwerer als sonst. Er enthielt nämlich einige angegebene Ansichtskarten aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, auf denen das alte Eisen- und Stahlwerk Hoesch und die Zeche Kaiserstuhl abgebildet waren. Das Begleitschreiben zu diesen Postkarten verrät zugleich den Grund für die Anhänglichkeit, die Dr. Denker Hoesch über so lange Zeit bewiesen hat: 1914/15 arbeitete er nämlich – er hatte gerade das Studium abgeschlossen – als 3. Konvertermann in unserem Thomaswerk und danach einige Zeit im Siemens-Martin-Werk.

Zur Erinnerung an seine Dortmunder Zeit nahm sich Dr. Denker einige Ansichtskarten mit, die nun nach einem halben Jahrhundert und nach einem Umweg über die Türkei wieder nach Dortmund zurückgekehrt sind. Vier dieser Postkarten, die gewiß auch bei unseren Lesern viele Erinnerungen wecken werden, veröffentlichen wir auf diesen Seiten, doch nicht, ohne die Gegenwart ganz aus dem Auge zu verlieren: Wir stellen nämlich den alten Bildern Aufnahmen von heute gegenüber, die möglichst vom gleichen Standpunkt fotografiert wurden.

Eingang 1 blieb Eingang 1

Gleich bei dem ersten Bildpaar stellt sich eine Überraschung ein: Es beweist, daß die Welt nicht in jedem Fall ihr Gesicht in 50 Jahren ändern muß. Wer einen Unterschied zwischen dem Eingang 1 der Westfalenhütte von heute und dem alten Eingang 1 des Eisen- und Stahlwerks Hoesch entdecken will, muß schon genau hinsehen: Lediglich das Eingangsgebäude links besitzt heute ein zweites Stockwerk und eine größere Anzahl Fenster, abgesehen davon, daß die Uhr vom Haus auf den Torbogen gewandert ist. Aber wenn der Unterschied zwischen damals und heute auch nicht so augen-

heute



damals



heute



fällig erscheint – er wird doch sehr deutlich, wenn man weiß, daß beispielsweise das Gebäude links, in dem heute Walzwerksbüros untergebracht sind, seinerzeit die „Speisenhalle“ war, in der die Belegschaftsmitglieder zu Mittag aßen, was der „Henkelmannwagen“ für sie zusammengeholt hatte. Dieser, mit einer Warmhalteeinrichtung versehene Pferdewagen, fuhr an jedem Vormittag etwa anderthalb Stunden lang klingelnd durch die Straßen des Nordens, um den Ehefrauen Gelegenheit zu geben, an den Haken mit der Mannes Markennummer das Töpfchen mit dem Mittagessen zu hängen. Der Transport kostete je Tag zwei Pfennige und wurde vom Lohn einbehalten.

Der „große Krahn“ war ein Amerikaner

Das zweite Bildpaar führt zum heutigen Trägerlager an der Stahlwerkstraße, auf dem Profile der schweren Fertigstraßen 1 und 3 gestapelt werden, und das im Hintergrund von der Stirnfront der Halbzeugstraße begrenzt ist. Auf dem alten Bild steht „der große Krahn“ im Mittelpunkt, der um die Jahrhundertwende aus Amerika kam und seiner Reichweite wegen als technisches Wunder galt. Mit Hilfe dieses Krans wurden die Hoesch-Erzeugnisse in die Eisenbahn verladen, die seinerzeit an die Cöln-Mindener-Linie angeschlossen war. Das Anschlußgleis, das nach Süden durch heute bebaute Stadtteile weiterlief, wurde um 1906 aufgegeben, als der erste Hauptbahnhof die Einzelbahnhöfe der verschiedenen privaten Bahngesellschaften überflüssig machte.

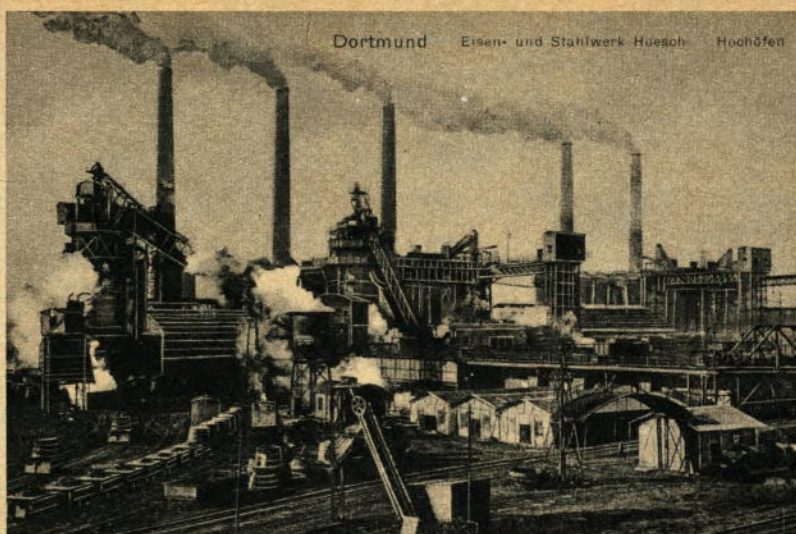
Heute leisten die Hochöfen das Zehnfache

Daß die Ansicht der Hoesch-Hochöfen auch schon vor gut 50 Jahren recht eindrucksvoll war, verrät unser drittes Bildpaar. Auf der alten Postkarte sind (v. l. n. r.) die Hochöfen 5 und 4 klar zu erkennen, während die Öfen 3, 2 und 1 gerade nur zu ahnen sind. Diese fünf Hochöfen entstanden zwischen 1896 und 1907, die ältesten erschmolzen täglich 200 Tonnen Roheisen, der jüngste brachte es auf 300 Tonnen. Heute ist auf dem gleichen Gelände nur noch Platz für zwei Großhochöfen – es sind die Öfen 6 und 7 –, von denen jeder das Zehnfache der ältesten Öfen, nämlich 2000 Tonnen Roheisen je Tag, erschmilzt.

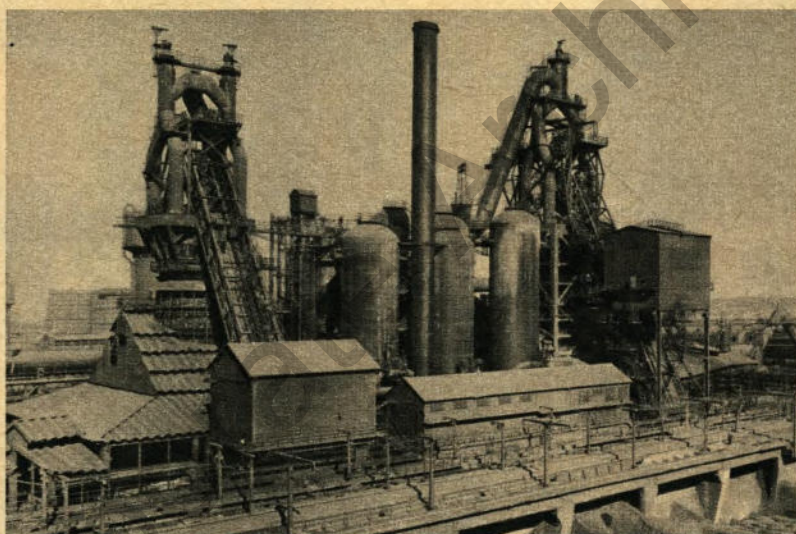
Wer erkennt Kaiserstuhl-Westfeld wieder?

Zum Abschluß unseres Ausflugs in die Vergangenheit noch einen Blick auf die Zeche Kaiserstuhl, und zwar auf Kaiserstuhl-Westfeld, wie sich nach vielen widersprüchlichen Auskünften herausstellte. Schacht II, der heute von einem Betonturm umschlossen ist, erhebt sich in der Mitte der an die Bergmannstraße grenzenden Anlage. Dahinter liegt der kleine, längst aufgegebene Schacht I, während umgekehrt der in den zwanziger Jahren erbaute Schacht III noch fehlt. In dem Haus links wohnten einige Steiger und der Chef der alten Kokerei, deren Öfen rechts neben dem Wohnhaus zu erkennen sind. An Stelle dieser Kokerei – sie wurde um 1920 abgebrochen – steht heute der Landabsatz unserer Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH. Das Gebäude rechts – es grenzt an die Bornstraße – war damals das Magazin der Schachanlage, heute befindet sich darin ein Lager unseres Bandstahlwerks. Die ganze Zeche war seinerzeit noch von freiem Feld umgeben. Heute dagegen ist sie in Wohnviertel eingebettet, und nur dem Zufall, daß eine Grünanlage vor der Bergmannstraße liegt, verdanken wir den gleichen Blick auf Kaiserstuhl-Westfeld wie vor 50 Jahren.

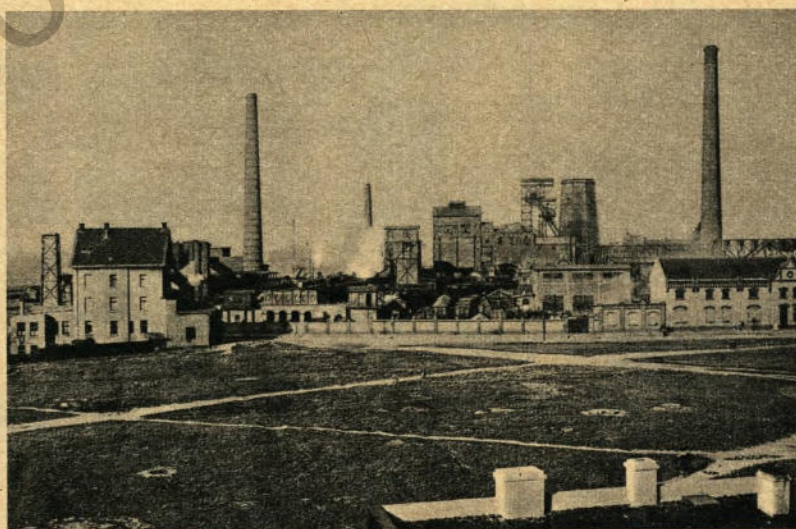
damals



heute



damals



heute







Einer,
der
für
viele
steht

Menschen
wie
du
und
ich

Der Forschungsassistent

In dieser Aufsatzreihe stellen wir unseren Lesern aus der Vielzahl der in unseren Werken und Verwaltungen ausgeübten Berufe und Tätigkeiten Menschen vor, die stellvertretend für ihre Arbeitskollegen stehen. In unserer Reihe erschienen bisher der Hochöfner (1/64), der Hauer (2/64), die Laborantin (3/64), der Ausbilder (4/64), der Seilermeister (5/64), die Stenotypistin (6/64), der Betriebsdirektor (7/64), der Elektrohauser (8/64) und der Schmied (9/64).

„Sehen Sie mal durch das Mikroskop! Erkennen Sie auf dem hellen Untergrund die dunklen Punkte und Zeilen? Das sind nichtmetallische Einschlüsse im Stahl, sichtbar gemacht auf der glatt polierten Oberfläche einer Metallprobe. Diese Einschlüsse, die für die Qualität des Stahls von großer Bedeutung sein können, wollen wir mit der Mikrosonde untersuchen.“

Mit diesen Worten überließ uns Dipl.-Ing. Klaus Täffner, Assistent des Betriebschefs in der physikalisch-technischen Abteilung der Versuchsbetriebe der Westfalenhütte, für einen Augenblick seinen Arbeitsplatz an der Mikrosonde. So nennt sich das moderne Gerät für physikalische Metalluntersuchungen, bei dessen Entwicklung Elektronenmikroskop und Röntgengerät Pate gestanden haben.

Gebündelte Elektronen

In einem von großen dunklen Vorhängen abgeschirmten Raum steht die Mikrosonde zwischen drei Metallschränken, auf denen eine Fülle von Knöpfen, Schaltern und Einstellschrauben den Besucher verwirren. In Kopfhöhe fällt der erste Blick auf eine Metallglocke, in der ein 50000 Volt starker Elektronenstrahl erzeugt wird. Vergleiche, wie etwa mit einem Vergrößerungsgerät für Spezialfotos oder mit einem Röntgengerät, können nicht treffen. Die Glocke steht auf einer Metallsäule, die zwei starke elektromagnetische Linsen verbirgt. Durch sie, so lassen wir uns erklären, wird der Elektronenstrahl auf einen Durchmesser von 1/1000 Millimeter gebündelt und fällt auf die Oberfläche der Metallprobe. Die 10 Millimeter starke Metallprobe mit einem Durchmesser von 25 Millimeter liegt darunter in der Probenkammer. Aus dieser kastenförmigen Kammer ragen die Okulare des Metallmikroskops schräg nach oben. Das Mikroskop gibt bei dieser Analysenmethode die Möglichkeit, auf der Probenoberfläche den Punkt auszusuchen, dessen chemische Zusammensetzung untersucht werden soll. Wird der Elektronenstrahl eingeschaltet, regt er in der Metallprobe Röntgenstrahlen an. Diese werden aufgefangen, in elektrische

Impulse umgewandelt und in dem Gerät neben der Sonde untersucht. Ähnlich wie eine Fernsehkamera kann der Elektronenstrahl außerdem die Oberfläche der Metallprobe abtasten und auf einem Bildschirm in 200facher bis 6000-facher Vergrößerung wiedergeben. Die Verteilung bestimmter Elemente, die in der Stahlprobe enthalten sind, werden auf diese Weise sichtbar.

Kontrolle und Forschung

Wozu diese äußerst komplizierte und technisch aufwendige Methode der Metallanalyse? Klaus Täffner gibt uns nach der vereinfachenden Erläuterung der Mikrosonde – anders würde der staunende Laie das Wunder der Technik überhaupt nicht verstehen – auch auf diese Frage eine einfache Antwort: In jedem Stahl sind sauerstoff- oder schwefelhaltige chemische Verbindungen eingeschlossen, die je nach Menge und Ausbildung die Eigenschaften des Stahls in bezug auf Oberflächensauberkeit, Rißanfälligkeit und Festigkeit beeinflussen. Bei der Untersuchung kommt es darauf an, die Einschlüsse daraufhin zu prüfen, ob sie schädlich sind, woher sie kommen und wie sie entstehen. Die Ergebnisse ebnen den Weg, bei der Produktion schädliche Einschlüsse zu vermeiden.

Stahl wird „durchsichtig“

Bisher bestand keine Möglichkeit, chemische Analysen von sehr kleinen Volumen, nämlich 1/1000000000 Kubikmillimeter, durchzuführen. Der Stahl wurde aufgelöst, die Einschlüsse isoliert und dann untersucht. Jetzt aber können die einzelnen Typen der Einschlüsse im Stahl mit Hilfe des gebündelten Elektronenstrahls getrennt untersucht werden. Das Arbeitsgebiet des Forschungsassistenten an der Mikrosonde ist mit den Untersuchungen von Einschlüssen im Stahl jedoch nicht erschöpft. Das Gerät wird außerdem überall dort eingesetzt, wo es darum geht, kleinste Teilchen auf ihre Zusammensetzung hin zu untersuchen. Das trifft zum Beispiel bei der Untersuchung von Schweißnähten zu oder bei der Untersuchung von Zwischenschichten zwischen Stahl und Emaille. Untersuchungen, die für die Verarbeitung von

Hoesch-Stahl für Bleche, Rohre usw. von großem Nutzen sind.

Direkt von der Hochschule ...

Seit einem Jahr beschäftigt sich der erst 26-jährige Diplomingenieur in den Versuchsbetrieben der Hütte mit physikalischen Analysenmethoden, wobei die Mikrosonde zur Zeit im Vordergrund steht. Vorher war er ein Jahr lang Assistent am Institut für Eisenhüttenwesen an der Technischen Hochschule in Aachen tätig gewesen.

1937 in Berlin geboren, kam er 1945 nach Zweibrücken in der Pfalz, wo er ein neues Zuhause fand und die Schule besuchte. Nach dem Abitur studierte er an der Technischen Hochschule in Aachen Eisenhüttenkunde und verließ sie 1962 nach bestandenen Examen als Diplomingenieur.

„Nach meiner liebsten Beschäftigung an arbeitsfreien Tagen dürfen Sie mich in dieser Sommerhitze nicht fragen“, meinte Klaus Täffner lachend, als wir im Gespräch zwischen Schaltwänden, Mikroskop und Schreibtisch einmal von der Arbeit abkamen, „dann sehne ich mich um so mehr nach dem Sauerland und den schneebedeckten Alpen – mein einziges Hobby ist nämlich der Skilauf! Und das so lange im Jahr, wie nur eben möglich!“

Aber auch ein Junggeselle kann während der „schneefreien“ Monate nicht nur für die Arbeit leben: „Am Feierabend bin ich oft mit Kollegen und Freunden zusammen. Dann schieben wir gern eine ruhige Kugel auf der Bowlingbahn, der modischen und verlockenden Schwester der guten alten Kegelbahn.“



◀ Auf unserem Farbfoto, links, betrachtet Klaus Täffner auf einem Filmstreifen das Ergebnis einer physikalischen Metalluntersuchung mit der Mikrosonde in den Versuchsbetrieben der Westfalenhütte. Am Abend sind die Elektronenstrahlen vergessen: Auf der Bowlingbahn richten sich Auge und Hand auf robustere Ziele

Letzte Prüfung vor der Prüfung

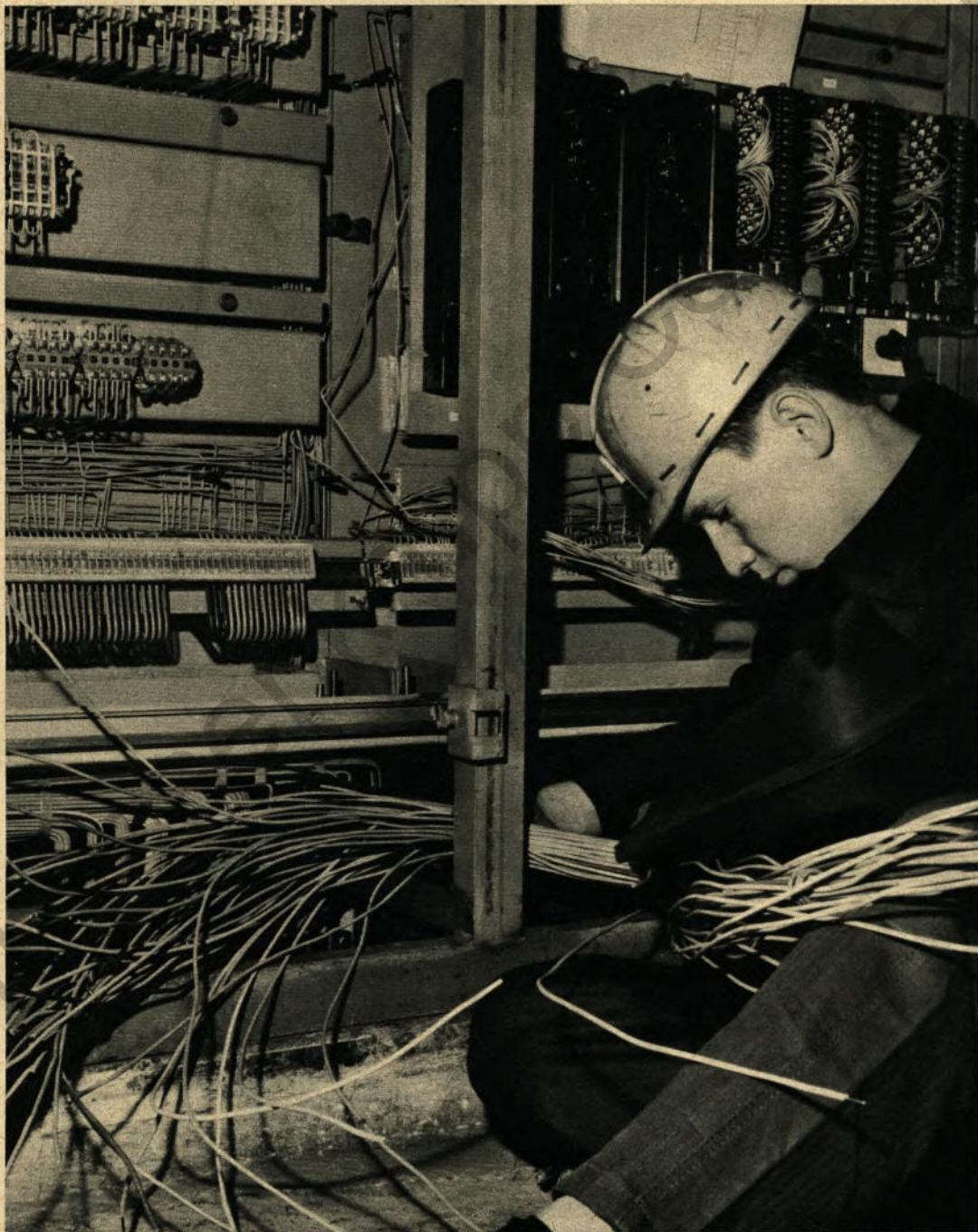
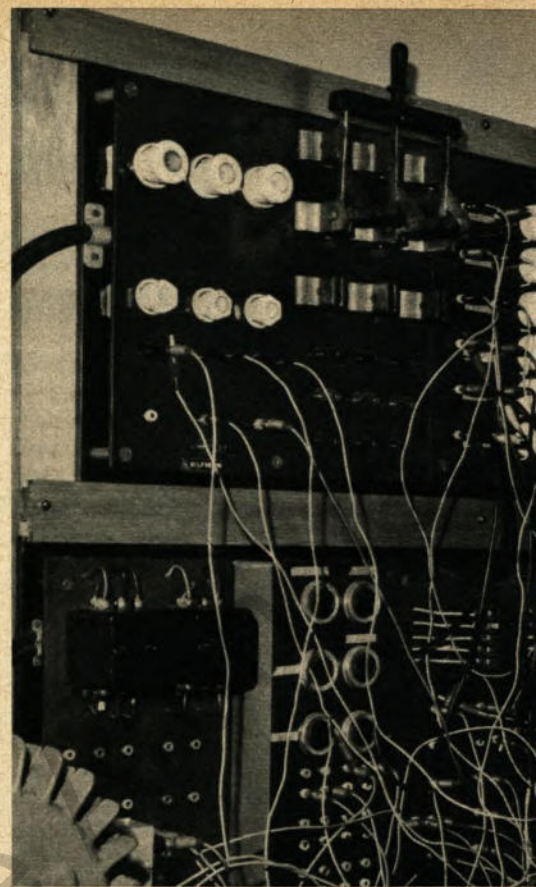
Nur nicht schon heute nervös werden! Die Gesellenprüfung beginnt erst morgen! Helmut Schneider, einer der 28 Lehrlinge der Elektro-lehrwerkstatt in der Betriebsabteilung Wilhelmine-Victoria I/IV der Schachtanlage Fritz-Heinrich in Altenessen, will für unseren Fotografen eine Übungsschaltung herrichten, aber eine Lampe leuchtet nicht auf, wie sie soll. Nur ruhig Blut! Morgen vor der Prüfungskommission kommt es auch weniger auf Geschwindigkeit als auf Genauigkeit und Sauberkeit an!

Wir besuchten die Lehrwerkstatt am Tage vor der praktischen Facharbeiterprüfung, die die Jungen, die ihre dreieinhalbjährige Ausbildungszeit beendet hatten, zum ersten Male vor der Industrie- und Handelskammer ablegen sollten. In der letzten Zeit war die Lehrwerkstatt mit neuen Geräten und modernem Anschauungsmaterial ausgestattet worden, und davon wollten wir uns ein Bild machen. Außerdem hofften wir, mit der Kamera beobachten zu können, wie diese Lehrlinge, die kurz vor der Prüfung standen, bei Installationsarbeiten an den elektrischen

Anlagen für den zweiten Motor der Fördermaschine ihre letzte praktische Bewährungsprobe bestanden.

Doch zunächst wieder in die Werkstatt: Gleich rechts von der Tür stehen wir vor den Geräten in der Übungsschaltecke, die die Lehrlinge selbst montiert haben. Helmut Schneider, der zu den Prüflingen des nächsten Tages gehört, ist eben dabei, seinem jungen Arbeitskollegen Jürgen Stach – der übrigens den „Grundlehrgang Metall“ als Bester abgeschlossen hat – eine automatische Stern-Dreieck-Schaltung vorzuführen. Er schaltet neben sich den Elektromotor ein, Kontrolllampen leuchten auf, und dann huschen die Hände über Schalter und Knöpfe und leiten den Strom nach dem vorgezeichneten Schaltplan.

Dann fängt die Kamera einen anderen Übungstisch für Installationen ein. Hier richtet Willi Maik, der ebenfalls nach wenigen Tagen Facharbeiter sein will, die von ihm installierten Verdrahtungen aus.



Lehreinheit: Metall und Strom

Hinter uns beginnt eine Bohrmaschine zu summen. Ingo Collin bearbeitet Isoliermaterial. Auch diese Säulenbohrmaschine, deren Geschwindigkeit stufenlos regulierbar ist, gehört zu den ergänzenden Ausstattungen der Werkstatt. Meist sind es Lehrlinge des ersten Lehrjahres, die während des Grundlehrganges Metall schon mit solchen Maschinen vertraut gemacht werden.

Mit dem Leiter der Lehrwerkstatt, Meister Siegfried Kreutz, gehen wir in das Erdgeschoß zurück. Hier steht die eigene Schmiede vor der Vollendung, die für den Grundlehrgang neue Übungsmöglichkeiten erschließen soll. Hinter dem Amboß glüht schon das Schmiedefeuer, aber daneben ist noch freier Raum: hier werden im nächsten Monat zwei Schweißerboxen für autogenes und elektrisches Schweißen eingerichtet.

Bewährungsprobe im Betrieb

Nun aber zu den Lehrlingen, die kurz vor der Facharbeiterprüfung die Werkstatt verlassen haben, um im Betrieb zu zeigen, was sie gelernt haben.

Den ersten treffen wir an der Fördermaschine. Diese elektrische Maschine, die seit April 1962 im Betrieb ist, ersetzte die alte Dampfmaschine. Für die Seilfahrt und für Materialförderung läuft sie bisher jedoch nur mit halber Kraft – bis der zweite Elektromotor, der eben montiert wird, auch mit der Leistung von 550 Kilowatt mithilft. Das soll noch in diesem Herbst sein. Um ihn aber „in Schwung“ zu bringen, dabei konnten schon die ältesten Lehrlinge mithelfen.

Vor einem mächtigen Schaltschrank, gleich neben der Kabine des Fördermaschinisten, kauert

◀ Vor der Facharbeiterprüfung konnten mehrere Lehrlinge im Betrieb zeigen, was sie gelernt haben. Vor dem Schaltschrank für die Steuerung des zweiten Antriebsmotors der Fördermaschine „kämpft“ auf unserem Bild Manfred Westerhoff mit einem armdicken Bündel von Leitungen, bevor er die Klemmleisten verdrahtet

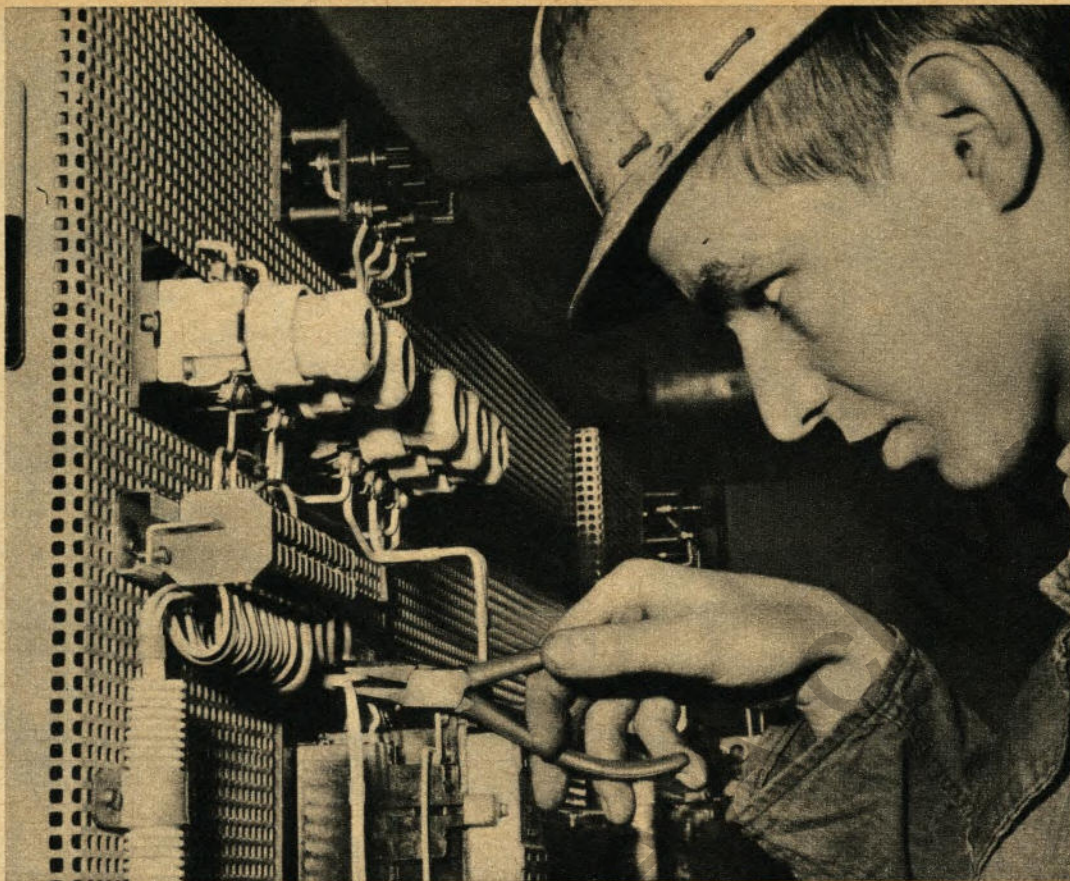


▲ In der neu eingerichteten Übungsschaltdecke führt Helmut Schneider, links, der ebenfalls zu den Prüflingen des nächsten Tages gehört, seinem Arbeitskollegen aus dem ersten Lehrjahr, Jürgen Stach, eine automatische Stern-Dreieck-Schaltung vor

Manfred Westerhoff auf dem Boden und „kämpft“ mit einem armdicken Bündel von Leitungen. Neben ihm steht der bauleitende Monteur der Lieferfirma, der den Ausbau der Steuerung des zweiten Antriebsmotors leitet. Wie er es in der Lehrwerkstatt gelernt hat, geht der Lehrling mit Umsicht und schon großer Sachkenntnis daran, die Klemmleisten zu verdrahten. „So sieht das nachher aus!“ erklärt uns Meister Kreutz und zeigt auf den fertigen Schrank daneben. Aus seiner Stimme klingt ein leiser Stolz darüber, daß einer „seiner“ Lehrlinge schon bei einer solch verantwortungsvollen Aufgabe mithelfen kann.

Gebändigte Hochspannung

Nicht anders im Stockwerk darunter im Widerstandsraum für die Drehstrommaschine. Werner Karger hantiert zwischen den Widerstandskörpern mit meterlangen Kupferschienen. Seine Aufgabe ist, die Kupferabgänge anzufertigen und anzubringen. Mit dieser Arbeit kann er nachweisen, wie richtig es ist, daß angehende Starkstromelektriker zu Beginn ihrer Lehrzeit den „Grundlehrgang Metall“ durchlaufen. Daß er dabei seine Fertigkeit als Elektriker nie außer acht lassen kann, geht aus einer Warnung hervor, mit der er seinen Besuch begrüßte: „Kommen Sie dem Widerstandskörper da lieber nicht zu nahe! – Er steht unter Spannung! ...“ Im Raum nebenan steht die Steuerung für diese Widerstände. Nach dem ferngelenkten Willen des Fördermaschinisten bewirkt diese Steuerung, daß die Widerstände nacheinander abgeschaltet werden, wenn sich die Geschwindigkeit der Fördermaschine erhöhen soll. Werner Meyer, auch aus der „Mannschaft“ der kommenden Facharbeiter, ist hier dabei, die Schütze in den Läuferschützenschrank einzubauen und die Kabelschuhe anzupassen, die später die



▲ So muß es morgen in der Facharbeiterprüfung vor der Industrie- und Handelskammer auch klappen! Willi Maik, einer der Lehrlinge der Elektrolehrwerkstatt in der Betriebsabteilung Wilhelmine-Victoria I/IV der Schachtanlage Fritz-Heinrich in Altenessen, richtet als letzte Lehrlingsarbeit die von ihm am Übungstisch installierte Verdrahtung aus

Bündel von Kabeln aufnehmen sollen. Selbstsicher und ruhig geht diese Arbeit vor sich. Aus seinen Antworten auf unsere Fragen nach der morgigen Prüfung spricht Zuversicht. Wenn in der Theorie alles so klappt wie hier bei der Arbeit, ist ihm um ein gutes Abschneiden vor der Prüfungskommission nicht bange.

Dem Berufsziel näher

Mit dem Facharbeiterbrief werden die meisten der jungen Starkstromelektriker dann ihren Arbeitsplatz unter Tage finden. Einige von ihnen haben aber schon geäußert, daß sie ihren be-

ruflichen Werdegang damit nicht abschließen wollen. Das Ziel, Elektrosteger zu werden, lockt. Dieser Weg führt nach erworbener Fachschulreife in der Berufsaufbauschule über die Ingenieurschule für Bergwesen in Bochum. Den Ehrgeizigen wollen wir schon heute und hier viel Erfolg wünschen. Sie werden gewiß nicht vergessen, daß in der Lehrwerkstatt von Wilhelmine-Victoria einmal durch eine gründliche und vielseitige Ausbildung das Fundament gelegt wurde für einen beruflichen Werdegang, wie sie ihn sich vorgestellt hatten, als sie sich bei Hoesch als Elektrolehrling bewarben. Kurz vor Redaktionsschluß erreichte uns noch die Nachricht, daß alle Lehrlinge ihre Prüfung vor der Industrie- und Handelskammer bestanden haben. Von besonderem Interesse für unsere Lehrwerkstatt war dabei die Feststellung, daß unsere angehenden Facharbeiter im praktischen Teil der Prüfung die besten Ergebnisse erzielten.

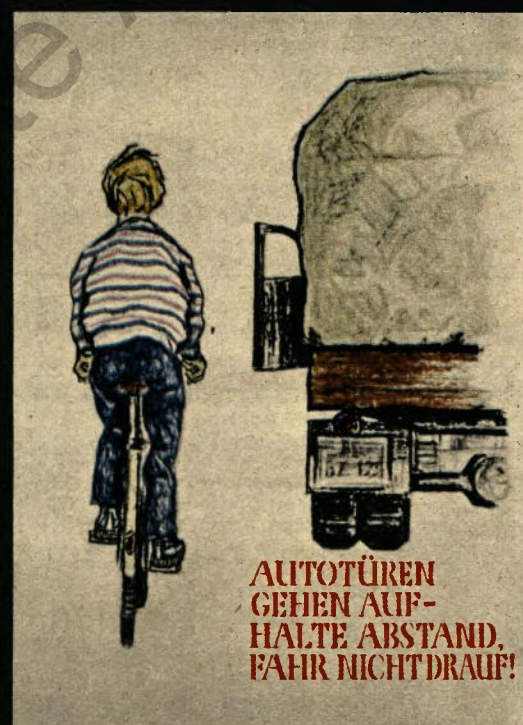
▼ Im Widerstandsraum für die Drehstrommaschine hat Werner Karger, rechts, die Aufgabe, die Kupferabgänge anzufertigen und anzubringen. Meister Siegfried Kreutz, der Leiter der Lehrwerkstatt, gibt ihm dazu letzte Anweisungen



▼ Werner Meyer, auch aus der „Mannschaft“ der kommenden Facharbeiter, arbeitet nebenan an der Steuerung der genannten Widerstände. Auf unserem Bild ist er dabei, die „Schütze“ in den Läuferschützenschrank einzubauen und die Kabelschuhe anzupassen, die später die Bündel von Kabeln aufnehmen sollen



Warte auf das grüne Licht...



... denn bei rotem geht man nicht

Schüler malten Verkehrsplakate im ADAC-Wettbewerb

Der Allgemeine Deutsche Automobilclub (ADAC) hatte in Zusammenarbeit mit der Verkehrswacht alle Schülerinnen und Schüler der Bundesrepublik aufgerufen, in einem Zeichnungswettbewerb den Großen und Kleinen einprägsam zu zeigen, wie man sich im Straßenverkehr richtig verhält. Über 125000 Arbeiten gingen bei den 17 Gauverwaltungen des ADAC ein. Sie zeigten nicht nur, mit welcher Begeisterung und mit wieviel Phantasie die Jungen und Mädchen an die Arbeit gegangen waren, sie ließen auch erkennen, mit welchem Ernst die Kinder ein Thema aufgriffen, das den Erwachsenen so viel Kopfzerbrechen macht.

Vom 10. bis 18. September war im Dortmunder Fritz-Henßler-Haus eine Ausstellung zu sehen, die der ADAC aus den schönsten Plakaten zu-

sammengestellt hatte. Die Übersicht war geordnet nach den westdeutschen Ländern und den drei Altersklassen, in denen die Schulkinder 18 verschiedene Verkehrshinweise ins Bildhafte übertragen hatten. Zahlreich war auch der Gau Westfalen-West vertreten, von dem allein 30000 Arbeiten eingeschickt worden waren.

Die Ausschreibungen waren an die Schulen verschickt worden. Nach Schularten aufgeschlüsselt kamen die Einsendungen zu 40 v. H. aus Oberschulen, zu 35 v. H. aus Volksschulen, zu 20 v. H. aus Mittelschulen und zu 5 v. H. aus sonstigen Schulen. Als Preise winkten den Besten der Länder und des Bundes Postsparbücher, Fotoapparate, Fahrräder, Schultaschen und Bücher. Bundespräsident Dr. Lübke, der die Schirmherrschaft übernommen hatte, ließ es

sich nicht nehmen, den Bundessiegern in Bonn zu gratulieren. Er erkannte damit den erzieherischen Wert des Wettbewerbs an.

Die Dortmunder Ausstellung, die vorher in Hamburg und Nürnberg gezeigt worden war, wurde von vielen Schulklassen besucht. Die Schüler dieser Klassen werden gewiß manche Anregungen für den nächsten Wettbewerb mitgenommen haben, den der ADAC für das kommende Frühjahr vorbereitet.

Unsere Bilder zeigen aus der umfangreichen Ausstellung der preisgekrönten Arbeiten einige Beispiele. Unter ihnen ist ein Plakat, das ganz aus dem Rahmen fiel: Es kam nicht nur vom Thema her aus Afrika. Ein Dreizehnjähriger hatte es aus Monrovia in Liberia geschickt!



Das Parlament der Bergleute

Der 8. Kongreß der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie tagte in Wiesbaden

Vom 13. bis 18. September hielt die Industriegewerkschaft Bergbau und Energie in der Rhein-Main-Halle zu Wiesbaden ihren 8. Gewerkschaftskongreß ab. 300 Delegierte der Ortsgruppen vertraten die 480000 in dieser Gewerkschaft organisierten Bergleute und Invaliden der Bundesrepublik. Der Generationswechsel in der Führung der Bergleute der Bundesrepublik kam nicht nur darin zum Ausdruck, daß für die aus Altersgründen ausscheidenden Vorstandsmitglieder, an der Spitze der 67jährige Heinrich Gutermuth, jüngere Nachfolger gewählt wurden, sondern auch darin, daß von den 300 versammelten Delegierten fast 200 zum erstenmal von ihren Ortsgruppen zu einem Kongreß entsandt worden waren. Die politische Bedeutung des Kongresses wurde schon bei der Eröffnung deutlich, als Bundeskanzler Ludwig Erhard zu energiepolitischen Problemen Stellung nahm. Unter den Gästen waren der hessische Ministerpräsident Zinn, Vertreter der Hohen Behörde, der diplomatischen Vertretungen, der Parteien, der Kirchen sowie der deutschen und ausländischen Gewerkschaften.

Am Tage der Eröffnung erteilte Heinrich Gutermuth nach seinen Grußworten an die Delegierten und die zahlreichen Gäste als erstem dem Bundeskanzler das Wort.

Professor Dr. Ludwig Erhard war insbesondere nach Wiesbaden gekommen, um sich, wie er sagte, „als Kanzler und von Mensch zu Mensch“ von dem ausscheidenden Vorsitzenden Heinrich Gutermuth zu verabschieden. Auch wenn man, so betonte er, in der Diskussion der vergangenen Jahre nicht immer einer Meinung gewesen sei, so habe doch jeder gewußt, woran er mit dem anderen sei. Erhard sagte wörtlich: „Für diese aufrechte Haltung und Gesinnung möchte ich Ihnen, lieber Herr Gutermuth, vor Ihren Freunden Dank sagen.“

Erhard: Stütze des Staates

Auf energiepolitische Fragen der Gegenwart nur kurz eingehend, betonte Erhard, daß das Problem des Bergbaus nur über ein weiteres



Wachstum der Wirtschaft sinnvoll und nützlich zu lösen sei. Erhard würdigte die Leistungen des Kohlenbergbaus und stellte die Verdienste der Gewerkschaften um die Demokratie heraus. Die Gewerkschaft habe sich früh gegen alle Feinde der demokratischen Ordnung gewandt und sei dadurch zu einer Stütze des Staates geworden. Es wäre unredlich, das an dieser Stelle nicht ausdrücklich bekennen zu wollen. Erhard schloß seine Ansprache an den Bergarbeiterkongreß mit Worten der Anerkennung und des Dankes an alle verantwortungsbewußten Gewerkschafter.

Gutermuth: Schwache Hoffnung

Heinrich Gutermuth entgegnete, das Erscheinen des Kanzlers ehre die Organisation und ihre Arbeit. Alle sachlichen Auseinandersetzungen zeigten aber bis heute, daß die unterschiedlichen Anschauungen andauerten und die Sorgen der Bergarbeiter nicht geringer geworden seien. Die bisher für den Bergbau gefällten politischen Maßnahmen befriedigten keineswegs. Ein erster Schritt zu einer gemeinsamen Energiepolitik im Gemeinsamen Markt durch den Ministerrat habe eine schwache Hoffnung geschaffen. Am Willen der Bundesregierung werde es nun liegen, ob durch gemeinsame Subventionspolitik die Schutzwürdigkeit der heimischen Energiequelle bejaht und anerkannt werde.

Rosenberg: Weitergesteckte Ziele

Der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Ludwig Rosenberg, betonte nach einem Rückblick auf die Entwicklung der freiheitlichen demokratischen Gewerkschaftsbewegung seit dem Sturz der Gewaltherrschaft, daß der Sinn gewerkschaftlicher Arbeit sich heute nicht mehr darin erschöpfe, materielle Vorteile zu erreichen. Mehr noch als bisher müßte die Arbeitnehmerschaft sich den gesellschaftspolitischen Ideen der Mitbestimmung, des Schulungs- und Ausbildungswesens, der Verwirklichung der gleichen Chancen für alle und der kulturellen Bedeutung der Freiheit widmen. Der Sinn gewerkschaftlicher Arbeit umschließe Menschenwürde, soziale Gerechtigkeit und Menschentum in seiner ganzen Vielfältigkeit, und alle materiellen Forderungen könnten nur dazu dienen, die Voraussetzungen dafür zu schaffen.

▲ Heinrich Gutermuth legte sein Amt in jüngere Hände. Als der Kongreß fast einstimmig Walter Arendt, rechts, zum 1. Vorsitzenden gewählt hatte, war sein Vorgänger der erste, der ihm zu dem starken Vertrauensbeweis gratulierte und für die schwere Aufgabe viel Erfolg wünschte

„Wir brauchen eine Neuordnung!“

Vorstandsmitglied Heinz Kegel setzte sich am nächsten Tage des Kongresses für eine Neuordnung des Kohlenbergbaus im Rahmen einer klaren Energiepolitik ein und begründete, warum die Gewerkschaft auf eine baldige Überführung des Bergbaus in die Gemeinwirtschaft dränge. Es gebe heute schon, so stellte er heraus, gemischtwirtschaftliche Unternehmungen, die für eine Zwischenlösung beispielhaft sein könnten. Entscheidend sei dabei der gemeinsame Wille zur Ordnung einer Energiepolitik, die das Ziel haben müsse, das wertvolle heimische Versorgungspotential, die Kohle, zu erhalten. Wirtschaftspolitische Fehlentscheidungen seien dafür verantwortlich, daß der Anteil der Steinkohle an der Deckung unseres Energiebedarfs ständig zurückgehe. Dabei habe die Bundesregierung seelenruhig zugehört. Eine Neuordnung des Bergbaus biete allein die Gewähr dafür, daß er künftig seiner Aufgabe gewachsen sei. Eine solche Neuordnung lasse sich nur erreichen durch rentable Betriebsgrößen, langfristige Förderungsprogramme, eine überlegte Investitionspolitik, durch den Einsatz modernster Arbeitsgeräte, eine zentrale Bergbauforschung sowie durch eine Konzentration der Verwaltungen, der Ausbildung und des Grubenrettungswesens.

Lohnforderungen begründet

Die Industriegewerkschaft Bergbau und Energie hat zum 31. Oktober die Lohn- und Gehaltstarife in allen deutschen Steinkohlenrevieren gekündigt. Sie fordert eine Steigerung von neun v. H. und eine Verdoppelung des Wohnungsgeldes. Dagegen wurde die Forderung von Urlaubsgeld für den Steinkohlenbergbau zurückgestellt. Diese Forderungen gegenüber den Unternehmen begründete Karl van Berk am dritten Kongreßtag und betonte, daß der Bergbau nur den notwendigen Nachwuchs bekommen könne,

wenn er entsprechend attraktive Arbeitsbedingungen biete. Wörtlich führte er aus: „Man kann es nicht oft genug betonen, daß die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt den Lohn des Bergmannes bestimmen und ihm eine Spitzenstellung in der Lohnskala einräumen müssen. Alle Hinweise auf rückläufigen Absatz, zunehmende Aufwands- und die Entwicklung der Kosten und Absatzlage sind dabei nicht von entscheidender Bedeutung.“ Karl van Berk forderte weiterhin, die Bergmannsprämie neu zu regeln und hob hervor, daß die aufgespaltene Prämie in unterschiedliche Beiträge für Gedingearbeiter und Schichtlöhner nicht mehr der Zeit entsprächen, denn beide Arbeitsgruppen klar zu trennen, sei nicht mehr möglich. In der lebhaften Aussprache kam zum Ausdruck, daß die Gewerkschaft besonders bei ihrem Wunsch, die Bergmannsprämie zu erhöhen, auf die Hilfe des Bundeskanzlers hoffe.

Grüße aus Berlin

Am nächsten Kongreßtag begrüßte Heinrich Gutermuth als Gast den Regierenden Bürgermeister von Berlin, Willy Brandt. In seinen Grußworten sagte Willy Brandt unter starkem Beifall, daß nicht nur die Bergleute, sondern die deutschen Arbeitnehmer überhaupt und das ganze deutsche Volk dem scheidenden Gewerkschaftsvorsitzenden, der mit so viel Mut und Maß seinen Weg gegangen sei, Dank schulden. Er erinnerte an die Erfahrungen während der Blockade Berlins und sagte, damals habe dieser Teil des deutschen Volkes gespürt, was für ein lebenswichtiger Grundstoff die Kohle ist. Wörtlich fuhr er fort: „Ich gehöre zu denen, die meinen, wir sollten in der Bundesrepublik möglichst darauf bedacht sein, diesen Grundstoff zu erhalten. Wir sollten nicht so tun, als könnten wir uns den Luxus leisten, auf unsere einheimischen Energieträger zu verzichten.“ Willy Brandt versicherte, daß weder er noch seine politischen Freunde bereit seien, eine Politik widerspruchsfrei hinzunehmen, die zu Lasten der Arbeitnehmer im Bergbau und zu Lasten eines wichtigen Zweiges der deutschen Volkswirtschaft gehe. Die Bergleute hätten schließlich das Ihre getan, um dem Bergbau selbst und uns allen zu helfen. In ganz wenigen Jahren eine Leistungssteigerung von über 60 v.H. zu erzielen, das dürfe ganz gewiß auch in der Geschichte der deutschen Wirtschaft ein Ruhmesblatt genannt werden. Die verantwortliche Regierung müsse endlich sagen, was sie in der Energiepolitik wolle, und die Bergleute hätten keine Veranlassung, jemanden aus dieser Verantwortung zu entlassen. Er und seine Freunde, die im öffentlichen Leben stehen, so rief Willy Brandt aus, würden sich bemühen, dem Streben der Bergleute nach sozialer Sicherheit und nach wirtschaftlicher Demokratie alle erdenkliche Unterstützung zu geben.

Intensive Bildungsarbeit

In seinem umfassenden und historisch belegten Referat über das Thema „Unsere Bildungsarbeit – Weg und Auftrag“ vertrat Vorstandsmitglied Rudi Nickels den Anspruch der Gewerkschaften, in allen Bereichen des staatlichen Lebens mitzusprechen, vor allem auch in der Bildungs- und Kulturpolitik. Wer dieses Recht bestreite, rüttelte an den Grundlagen der modernen Gewerkschaftsbewegung und damit des demokratischen Staates. In dem Streben, die Allgemeinbildung zu fördern, habe besonders die staatsbürgerliche Erziehung im Vordergrund gestanden. Für die Bildungsarbeit gebe die IG Bergbau und Energie

ein ganzes monatliches Beitragsaufkommen, also über 8 v.H. des Gesamtaufkommens, aus. Vor dem ersten Weltkrieg habe der Verband der deutschen Bergarbeiter nur 0,8 v.H. ausgeben können, und im günstigsten Jahr nach dem ersten Weltkrieg seien es 2,5 v.H. gewesen.

„Mehr Sicherheit unter Tage!“

Eine Unglücksnachricht verdunkelte den vierten Kongreßtag: Auf der Schachtanlage Prosper III in Bottrop waren durch einen Streckenbruch 16 Bergleute eingeschlossen worden. Nach einigen Stunden aber verflog die Sorge mit der Meldung, daß die Eingeschlossenen in Sicherheit seien. Da begann Vorstandsmitglied Fritz Pott sein Referat „Der Schutz des Menschen im modernen Bergbaubetrieb“. Wer hätte vorher ahnen können, daß sein Vortrag so hochaktuell sein werde!

Fritz Pott, der als stellvertretender Vorsitzender dem Beirat der Hoesch AG Bergbau angehört, ging ausführlich auf die Erfahrungen nach den schweren Unglücken in Lengede und Luisenthal ein. Er wies nach, daß der Schwerpunkt aller Unfälle in den Kohलगewinnungsbetrieben liege, die durch die technische Entwicklung und durch den Einsatz modernster Maschinen höchste Anforderungen an die arbeitenden Menschen stellen. Hierbei werde nicht immer genug an die Sicherheit der Bergleute gedacht. Besonders die Gastarbeiter seien dabei in hohem Maße gefährdet. Fritz Pott betonte, die alte Wetterlampe habe ausgedient, aber immer noch scheuten sich manche Unternehmen, das neuartige Handmeßgerät in ausreichender Anzahl zu beschaffen und es den Bergleuten in die Hand zu geben. Die Zahl der durch Kohlenoxyd tödlich verunglückten Bergleute sei noch viel zu hoch. Zwei deutsche Firmen hätten mit Unterstützung der Hohen Behörde einen Vollschutzretter entwickelt, und es sei zu hoffen, daß in naher Zukunft jeder Bergmann mit einem solchen Gerät ausgerüstet werde.

Noch einmal verlangte Fritz Pott die baldige

Verabschiedung eines neuen Bundesbergbaugesetzes und setzte sich für eine wirksamere Bekämpfung der Berufskrankheiten ein. Abschließend forderte er alle Verantwortlichen, Gesetzgeber, Unternehmer und auch alle Arbeitskameraden auf, alle Kräfte einzusetzen, um den Schutz des Menschen im Bergbau zu verbessern.

Heinrich Wallbruch, der Leiter der Abteilung Sozialversicherung, forderte in seinem Referat zum wiederholten Male, die Altersgrenze für das Ruhegeld herabzusetzen, und zwar für Arbeiter und Angestellte unter Tage auf 55 Jahre und über Tage auf 60 Jahre. Er sprach die Hoffnung aus, daß ein neuer Bundestag geneigt sein möge, dieses berechnete Anliegen der Bergleute zu verwirklichen.

Abschied von Heinrich Gutermuth

In seiner letzten Rede als Vorsitzender der Gewerkschaft forderte Heinrich Gutermuth die europäischen Gewerkschaften zu gemeinsamem Handeln auf. Erst wenn sie „mit einer Stimme sprächen“, würden sie auch in der Lage sein, den Arbeitgebern und Regierungen in den bereits bestehenden europäischen Gemeinschaften mit Nachdruck gegenüberzutreten. Heinrich Gutermuth, den die Delegierten mit lang anhaltendem Beifall verabschiedeten, zieht sich aber noch nicht ganz von der Gewerkschaftsarbeit zurück: er bleibt nach wie vor Präsident des internationalen Bergarbeiterverbandes. Den Dank aller 480000 Mitglieder der Gewerkschaft an die scheidenden Vorstandsmitglie-

▼ Zahlreiche Belegschaftsmitglieder unserer Schachtanlage nahmen als Delegierte an dem Kongreß teil. Unsere Aufnahmen oben zeigen von links: Friedhelm Wessel, Karl Wagner, Karl Heinz Bernhoff (alle Kaiserstuhl); Jakob Klauck, Heinz Orzelski (beide Fürst Leopold-Baldur); auf den Bildern unten sehen wir von links nach rechts: Günter Pierkes (Emil-Emscher); Heinz Stoltefuß (Verwaltung Altenessen); Paul Tenhagen, Erich Baumer (beide Fritz-Heinrich); Karl Krolzyk, Wilhelm Grzybowski, Erwin Förster (alle Radbod)



der Gutermuth, Dahlmann, Wallbruch, Schmidt und Meine und dem auch bei diesem Kongreß anwesenden 87 Jahre alten Senior der Bergarbeiterbewegung August Schmidt brachte der Delegierte Erich Wolfram aus Recklinghausen zum Ausdruck.

Der neue Vorstand

Am Schlußtag des 8. Gewerkschaftskongresses wählten die Delegierten mit der größten Mehrheit, die je bei einer Vorstandswahl der Industriegewerkschaft Bergbau erreicht wurde, den 39jährigen Walter Arendt zum ersten Vorsitzenden. Er erhielt 294 von 299 abgegebenen Stimmen. Zweiter Vorsitzender wurde Heinz Vetter mit 170 Stimmen.

Der neue geschäftsführende Vorstand setzt sich wie folgt zusammen: Walter Arendt, Heinz Vetter, Karl van Berk, Karl Krämer, Heinz Kegel, Fritz Pott und Rudi Nickels.

Zu den 18 Mitgliedern des Hauptvorstandes wählte der Kongreß auch ein Belegschaftsmitglied der Hoesch-Zechen: Paul Tenhagen, Vorsitzender des Betriebsrates unserer Schachtanlage Fritz-Heinrich in Altenessen, konnte 207 Stimmen auf sich vereinigen. Paul Tenhagen hatte sich während des Kongresses in seinem Diskussionsbeitrag über tarifliche Probleme, besonders mit dem unzureichenden Einkommen der im Tagesbetrieb beschäftigten Arbeitskollegen auseinandergesetzt und damit den Beifall der Delegierten gefunden.



Walter Arendt, der neue Vorsitzende der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie, kommt aus einer Bergarbeiterfamilie und wurde am 17. Januar 1925 in Heessen bei Hamm in Westf. geboren. Arendt ist seit 1948 verheiratet und hat ein Kind.

Nach dem Besuch der Volksschule begann seine erste bergmännische Tätigkeit auf der Zeche Sachsen in seiner Heimatstadt. Von 1939 bis 1947 war er über und unter Tage auf dieser Schachtanlage beschäftigt.

1943 wurde er zum Arbeitsdienst eingezogen, dann folgten Wehrdienst und Kriegsgefangenschaft. Im Jahre 1947 besuchte Walter Arendt den ersten Lehrgang der wiedergegründeten Akademie der Arbeit in Frankfurt am Main. Nach Beendigung seines Studiums stellte ihn die Industriegewerkschaft Bergbau und Energie in ihrer Presseabteilung an. 1954 übernahm Walter Arendt die Leitung dieser Abteilung und wurde 1955 auf der Hauptversammlung in Kassel in den geschäftsführenden Vorstand gewählt. Damals war er erst dreißig Jahre alt. Bei den Wiederwahlen in München 1958 und Dortmund 1960 erhielt er jeweils die höchsten Stimmenzahlen. Seit 1958 ist Walter Arendt auch Mitglied des Bundesausschusses des DGB.

Walter Arendt gehört der SPD an und wurde für diese Partei bei der Bundestagswahl 1961 in Gelsenkirchen unmittelbar in den Bundestag gewählt. Er wurde Mitglied des Europäischen Parlaments in Straßburg und gehört dessen Sozialausschuß und Energieausschuß an. In seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied der IG Bergbau und Energie und als Bundestagsabgeordneter hat er bereits zahlreiche Studienreisen ins Ausland, unter anderem in die USA, nach Indien, Pakistan und Südamerika, unternommen.

Walter Arendt beschloß den Kongreß:

Wir stehen vor schweren Aufgaben

Nach seiner Wahl zum neuen 1. Vorsitzenden der IG Bergbau und Energie faßte Walter Arendt in einer Ansprache zum Abschluß des Wiesbadener Kongresses die Aufgaben und Ziele der gewerkschaftlichen Arbeit in den nächsten Jahren zusammen. Seinen Ausführungen entnehmen wir hier die wesentlichsten Abschnitte:

„In Wiesbaden hat sich auch für die Industriegewerkschaft Bergbau und Energie das vollzogen, was überall deutlich und spürbar wird: ein Generationswechsel in der Führung. Die dritte Gewerkschaftsgeneration hat die Verantwortung für das Wohl unserer Organisation übernommen.

Das ist eine schwere Aufgabe. Sie wird auch nicht leichter dadurch, daß draußen im Lande Spekulationen darüber angestellt werden, welchen Kurs die Industriegewerkschaft Bergbau und Energie in Zukunft steuern wird. Aber wir haben keinen Kurs zu vertreten, sondern die arbeitenden Menschen. Jede Gewerkschaft wird das auf ihre Weise tun müssen.

Die Industriegewerkschaft Bergbau und Energie hat von 1945 bis heute unter der Leitung von August Schmidt, Heinrich Imig und Heinrich Gutermuth mit Nachdruck die Belange der Bergarbeiter und Bergbauangestellten vertreten. Daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern! Wir sind weder Schwärmer noch Utopisten. Wir sind Realisten.

Unsere Entscheidungen werden nicht von ideologischen Überlegungen bestimmt. Wir werden

fragen, ob das Ergebnis unserer Arbeit den Kameraden in den Betrieben dient. Das allein wird und kann nur die Richtschnur unseres Handelns sein.

Die nächsten vier Jahre werden uns vor eine Fülle von Aufgaben stellen. Von uns allen werden Entscheidungen verlangt. Wir können diesen Entscheidungen nicht ausweichen! Wenn wir unseren Auftrag erfüllen wollen, wenn wir vor der Geschichte und vor unseren Kameraden bestehen wollen, dann müssen wir mit dem gleichen Eifer, mit dem unsere Vorgänger gearbeitet haben, bei der Sache sein. Dann müssen wir mit dem unerschütterlichen Glauben, für eine gerechte Sache zu streiten, für den arbeitenden Menschen eintreten.

Unsere Arbeit wird nur dann einen Sinn haben, wenn es uns gelingt, allen Arbeitern und Angestellten in der gesamten Bergbauwirtschaft jenen Anteil am Sozialprodukt zu sichern, der ihnen ein wirtschaftlich gesichertes, ein politisch freies, aber auch ein sozial gerechtes Leben garantiert.“

Macht den Bergbau gesund!

„Wir brauchen auch in der Zukunft Kohle! Wir brauchen deshalb einen gesunden, gesicherten Bergbau. Wir brauchen eine Energiepolitik, die auf kommende Zeiten ausgerichtet wird und in der unsere heimischen Rohstoffe einen festen Platz zugewiesen bekommen. Man sollte doch einmal darüber nachdenken, warum die Vereinigten Staaten von Amerika,

die über Kohle, Erdöl und Erdgas verfügen, warum England und auch andere Länder eine wesentlich andere Energiepolitik betreiben. Eine Politik, in der die Kohle einen festen Platz hat. Wir müssen auch fragen, ob die Bundesregierung oder ob die internationalen Ölkonzerne über die Zukunft der deutschen Energiewirtschaft und damit über die Arbeitsplätze unserer Kameraden entscheiden.

Unsere Organisation kann die notwendigen politischen Entscheidungen nicht erzwingen. Wir respektieren die parlamentarische Demokratie. Wir verteidigen sie. Wir können aber als Organisation nicht Verantwortung übernehmen für Entscheidungen, die jeder einzelne Bürger unseres Volkes und unseres Staates mit dem Stimmzettel und dem Recht der Wahl verantworten muß. Die letzte Entscheidung haben die Menschen, alle Menschen in unserer Demokratie. Sie entscheiden über die Grundlagen unserer Politik.

Seit sechs Jahren herrschen Unruhe und Unsicherheit im Bergbau. Zweihunderttausend Bergleute sind abgewandert. Arbeitskräfte fehlen überall. Die Belegschaften drohen zu überaltern. Nachwuchs gibt es kaum noch. Anstatt nun grundlegende Maßnahmen einzuleiten, verlängert man die Unsicherheit.“

Sorgen um den Nachwuchs

„Der Bergbau braucht aber eine qualifizierte Stammebelegschaft. Je weiter die Technisierung und Mechanisierung unserer Betriebe fort-

schreitet, je mehr kommt es darauf an, über eine gut ausgebildete Facharbeiterschaft zu verfügen. Gastarbeiter werden sich in den meisten Fällen nur zeitlich begrenzt im Bergbau aufhalten. Sie werden die Fluktuation in den Belegschaften zu einem Dauerzustand werden lassen und zu erheblichen Kostensteigerungen beitragen. Mit einem Satz also: Mit Gastarbeitern ist dem Belegschaftsproblem nicht beizukommen.

Wenn der Bergbau aus eigener Kraft nicht in der Lage ist, ein Höchstmaß an wirtschaftlicher und sozialer Sicherheit seinen Beschäftigten zu gewähren, dann muß dieser notwendige Wirtschaftszweig unterstützt werden. Wenn wir Kohle brauchen, und darüber gibt es keine Meinungsverschiedenheit, dann benötigen wir auch Menschen, die bereit sind, Tag für Tag das Risiko dieses Berufes auf sich zu nehmen."

Das Bergarbeiterstatut

"Wir sind für Subventionen unter bestimmten Bedingungen. Wir meinen, daß die Öffentlichkeit ein Recht hat zu erfahren, was mit ihrem Geld geschieht. Pauschal oder gar wahllos Geld zur Verfügung zu stellen, halten wir nicht für der Weisheit letzten Schluß. Wir stimmen mit dem Präsidenten der Hohen Behörde, Del Bo, überein, wenn er die Meinung vertritt, Subventionen müßten auch dem Status des Bergmanns zugute kommen. Deshalb haben die Gewerkschaften der Montanunion ja auch ein Bergarbeiterstatut entwickelt. Es enthält eine Vielzahl von Forderungen, deren Verwirklichung uns ein Stück auf dem Wege zur Spitzenstellung näher brächte. Die Gewerkschaften wissen selbst, daß nicht alles auf einen Schlag realisiert werden kann. Was aber deutlich werden muß, ist der gute Wille. Sowohl bei den Regierungen als auch bei den Unternehmern."

Angemessene Forderungen

"Unsere Forderung auf Erhöhung der Löhne und Gehälter um 9 v.H. ist ein maßvolles und den wirtschaftlichen Verhältnissen durchaus angemessenes Verlangen. Wenn in den nächsten Wochen verhandelt wird, dann erwarten wir von den Unternehmensverbänden ein Verhalten, das uns zu einem befriedigenden Abschluß dieser Bewegung kommen läßt.

Wir werden bereit sein, um einen guten Abschluß zu kämpfen! Wir wollen nicht den Kampf um des Kampfes willen. Mehr als einmal haben wir unter Beweis gestellt, daß wir die allgemeinen Interessen höher stellten als unsere eigenen. Man sollte dieses Verhalten aber nicht mit Schwäche verwechseln."

Gesundheit bleibt höchstes Gut

"Größere Aufmerksamkeit werden wir in Zukunft der Gesundheit der Arbeitnehmer schenken müssen. Die Zahl der Menschen, die vorzeitig aus dem Produktionsleben ausscheidet, nimmt zu. Die Technik und die sogenannten Fortschritte fordern ihren Tribut. Es kommt also darauf an, ein vernünftiges Verhältnis zwischen Leistungsfähigkeit und Erholungsmöglichkeiten zu schaffen. Die Regelungen der Arbeitszeit bieten hierfür gute Ansätze.

Die Industriegewerkschaft Bergbau und Energie gehört zu den Gewerkschaften, die schon frühzeitig die Fünf-Tage-Woche realisieren konnte. Darauf sind wir stolz.

Wir wollen die Gesundheit der Menschen schützen. Erst wenn bestimmte Krankheiten als Berufskrankheit gelten, geschieht zur Verhütung mehr. Das geradezu klassische Beispiel für diese Behauptung ist die Silikose.

Seit Jahren gibt es ein Silikose-Forschungsinstitut. Seine Arbeit, seine Erkenntnisse haben Auswirkungen in den Betrieben ausgelöst, die sich segensreich für die Beschäftigten auswirkten. Warum sollte die Knappschaft nicht ein Lungenforschungsinstitut einrichten, damit entsprechende Erfahrungen bei den Erkrankungen der Atemwege und der Lunge gewonnen werden?

Wir werden eine solche Einrichtung verlangen. Wir verlangen ein Lungenforschungsinstitut, weil es der Gesundheit der Menschen dienen kann."

Zusammenarbeit im Betrieb

"Nun ein Wort zur Stellung des Gewerkschafters im Betrieb.

Die frühere Einstellung von Arbeitgebern: „Mit Gewerkschaftern setze ich mich nicht an einen Tisch“, gehört der Vergangenheit an. Die Gewerkschaften sind heute eine nicht mehr wegzudenkende Einrichtung in unseren Lebensbereichen. In manchen Betrieben aber werden auch heute noch Gewerkschafter mit besonderem Maß gemessen. Es wird eine unserer vorrangigsten Aufgaben sein, diesen Zustand zu beenden.

Auch im Betrieb muß der Gewerkschafter jene Anerkennung erfahren, die den Gewerkschaften als Institution zuteil wird. Der neue Vorstand wird insbesondere jenen Bereichen seine Aufmerksamkeit schenken, wo Vertreter in verschiedenen Positionen zusammentreffen. Damit meine ich das Verhältnis Gewerkschafter und Betriebsrat an der Arbeitsstätte.

Im Ziel und im Grundsatz gibt es keine Unterschiede. Deshalb brauchen die oft festzustellenden Widrigkeiten nicht zu Belastungen führen. Mit mehr Toleranz, mit mehr Verständnis, mit mehr Zusammenarbeit werden auch hier Erfolge nicht ausbleiben.

Auch wenn die Industriegewerkschaft Bergbau und Energie eine ausgesprochene „Männergewerkschaft“ ist, so wissen wir doch, daß in starkem Maße die Einstellung der Frau zu Hause ausschlaggebend ist. Aber auch in den Betrieben arbeiten Frauen. Mehr als 1/3 aller Berufstätigen in der Bundesrepublik sind Frauen. Sie sind aus dem Produktionsleben nicht mehr wegzudenken.

Unsere Organisation hat sich in der Vergangenheit bemüht, mit Nachdruck für die speziellen Belange der Frauen einzutreten. Das wird auch in Zukunft geschehen. Wir treten für einen größeren Schutz der Arbeitskraft ein. Das sind wir besonders den arbeitenden Frauen, die teilweise noch Haushalte zu versorgen haben, schuldig."

Blick auf das Ganze

"Um unsere Ziele erreichen zu können, brauchen wir ein Instrument. Je stärker dieses Instrument ist, um so schlagkräftiger werden wir sein. Jeder einzelne in unserer Gewerkschaft mag bestimmte Vorstellungen über die Zweckmäßigkeit dieses oder jenes Weges haben. Es mag auch Meinungsverschiedenheiten über die Richtigkeit der einen oder anderen Maßnahme geben. Die Diskussion gehört zur demokratischen Lebensform. In der Zielsetzung aber sind wir uns einig.

Die Industriegewerkschaft Bergbau und Energie hat oftmals unter Beweis gestellt, daß wir allgemeine Interessen durchaus verstehen und auch berücksichtigen. Es sollte aber bei niemandem ein Zweifel darüber aufkommen, daß wir das Gewicht der Organisation, die Stärke unserer Gewerkschaft immer in die Waagschale der Auseinandersetzungen werfen wer-

den, wenn es um den Menschen in der Bergbauwirtschaft geht.

Unsere Arbeit macht an Grenzen nicht halt. Wir wollen nicht nur helfen, die künstliche Grenze innerhalb Deutschlands zu überwinden, sondern auch ein freiheitliches, ein vereintes, ein soziales Europa zu schaffen. Wir wollen ein Europa, in dem alle Menschen in Freiheit und Sicherheit leben können. Fangen wir bei uns an!

Wirken wir in unseren Betrieben für die großen und menschlichen Ideen, die in den modernen Gewerkschaften ihren Ausdruck finden. Laßt uns in diesem Sinne in Frieden und Freiheit arbeiten!"



▲ Der Wiesbadener Kongreß wählte Paul Tenhagen, Betriebsratsvorsitzenden der Schachtanlage Fritz-Heinrich in Altenessen und Mitglied des Beirats der Hoesch AG Bergbau, in den Hauptvorstand der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie. In seinem Diskussionsbeitrag (unser Bild), setzte sich Paul Tenhagen für ein erhöhtes Einkommen der in den Tagesbetrieben beschäftigten Arbeitskollegen ein. Als Beispiel nannte er die Lohngruppe 4 der Lohnordnung, bei der Arbeitskollegen nach Abzug der Steuern und Mieten mit 300 DM im Monat, also weit weniger als dem Existenzminimum, auskommen müßten.

Es sei an der Zeit, so wies Paul Tenhagen an mehreren Beispielen nach, das Einkommen aller im Tagesbetrieb Beschäftigten zu überprüfen und mit dem Verdienst in anderen Industriezweigen zu vergleichen.

Paul Tenhagen drängte außerdem darauf, endlich davon abzukommen, daß die im Bergbau Beschäftigten noch an zehn Samstagen im Jahr arbeiten müssen. Die Forderung nach einem tariflich verankerten Urlaubsgeld sollte man nicht auf die lange Bank schieben. Es sei auch nicht gut, sich hierbei auf die Schrittmacherdienste anderer Gewerkschaften zu verlassen. Nur wenn die Spitzenstellung des Bergmannes in der Lohnskala erreicht werde, könne der Bergbau auf ausreichenden Nachwuchs hoffen.

Arbeits- sicherheit zwischen Wollen und Können

Jeder Unfall hat seine Ursache. Auf jeden Unfall folgt die bestürzte Frage: Wie konnte er geschehen? Kameraden und Vorgesetzte suchen am Arbeitsplatz des Betroffenen nach einer Fehlerquelle, um einer Wiederholung vorzubeugen. Hat sich aber auch der Geschädigte selbst richtig verhalten? War er auf Sicherheit bedacht? Oder war Gleichgültigkeit im Spiel? Konnte er nicht vorsichtiger sein, oder – wollte er etwa gar nicht?

Nicht können, das heißt hier: im entscheidenden Augenblick geistig oder körperlich nicht auf der Höhe sein, eine Gefahr verkennen oder ihr nicht beherrscht begegnen.

Nicht wollen, das heißt: die ständigen Mahnungen zur Achtsamkeit in den Wind schlagen, sich unbeteiligt abwenden, wenn zur Vorsicht aufgerufen wird, sich auf andere verlassen, wo die Initiative jedes einzelnen notwendig ist.

Gleichgültigkeit aber kann die Gesundheit kosten! Wer meint, für seine Sicherheit sei gesorgt, er brauche dazu selbst nichts beizutragen, solange er sich nicht gefährdet fühlt, verhält sich **fahrlässig** und **verantwortungslos** gegenüber seinen Arbeitskameraden, die er mit gefährdet.

Sicher arbeiten kann aber nur der, der den Willen dazu mitbringt. Wer sich darauf stützt, daß „ja immer alles gutgegangen“ ist, verläßt sich nur auf sein Glück – bis es ihn eines Tages verläßt. Dann kommt die Einsicht zu spät.





Sechseinhalb Kilometer Bücher

Vor sechs Jahren, im Juli 1958, wurde das „Haus der Bibliotheken“ am Dortmunder Hansaplatz fertiggestellt. Mit diesem Neubau entstand ein kulturelles Zentrum, in dem sich Dortmunder Bürger und auswärtige Leser in Ruhe und Besonnenheit dem Schriftgut mannigfacher Art aus Vergangenheit und Gegenwart zuwenden können. Mehr als 600 000 Besucher haben seit der Eröffnung das „Haus der Bibliotheken“ aufgesucht. Und doch wird es zweifellos auch unter unseren Lesern noch viele geben, denen nicht bekannt ist, wie vielseitig das literarische Gut ist, das in der Stadt- und Landesbibliothek, in den Volksbüchereien sowie im Institut für Zeitungsforschung bereitgehalten wird. Wir veröffentlichen deshalb heute einen Aufsatz von Dr. Hans Moritz Meyer, in dem er über die von ihm geleitete Stadt- und Landesbibliothek berichtet. In den nächsten Heften werden Fritz Hüser und Dr. Kurt Koszyk, die Direktoren der Volksbüchereien und des Instituts für Zeitungsforschung ihre Bereiche unseren Lesern vorstellen.

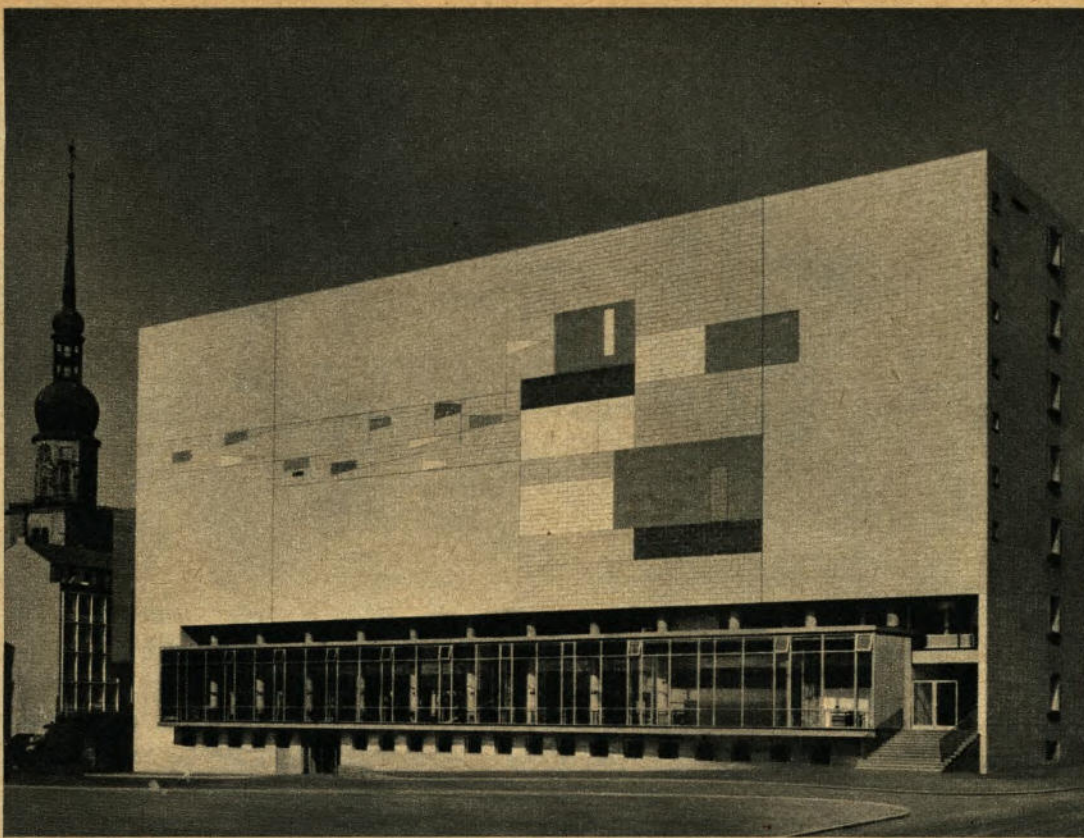


Dr. Hans Moritz Meyer

▲ Einbezogen in die geschäftige Innenstadt Dortmunds ist das Haus der Bibliotheken. Hier ein Blick aus dem Lesesaal der Stadt- und Landesbibliothek auf den Hansaplatz

Sechseinhalb Kilometer wäre die Bücherreihe lang, stellte man den Besitz der Bibliothek Buch für Buch nebeneinander auf. Eineinhalb Stunden müßte man gehen, wenn man diese Front von derzeit 220 000 Bänden – die jährlich um 15 000 bis 20 000 anwachsen – abschreiten wollte. Aus dieser Fülle ein bestimmtes Buch herauszufinden, bliebe einem besonderen Zufall oder vermutlich unendlichem Suchen überlassen – man weiß ja, wie es oft mit dem eigenen Bücherschrank geht.

Aber zum Glück sind Bibliotheken, ob sie „nur“ 200 000 Bände, eine Million oder zehn Millionen und mehr besitzen, fein gegliederte Organismen, die ihre Arbeitsverfahren in jahrhundertelanger Entwicklung ausgebildet haben und sich heute nicht minder technischer Errungenschaften bedienen als jeder andere Betrieb, bis hin zur Elektronik. Freilich bleibt der Umgang mit dem Buch, das die Überlieferung schwarz auf weiß bewahrt, Ergebnisse von Wissenschaft und Forschung festhält, Erkenntnis und Wissen vermittelt und am Ideengebäude der Denker und



Philosophen, an Phantasie und Gestaltungskraft der Dichter und Künstler teilnehmen läßt, immer in erster Linie und zunächst eine Sache des Geistes, dem die Technik Hilfestellung leistet, beim Bibliothekar wie beim Leser.

Ein Blick ins „Haus der Bibliotheken“

Ein Teil der Organisation und Gliederung ist beim Dortmunder „Haus der Bibliotheken“ äußerlich schon augenfällig: Vom Hansaplatz her erhebt sich über dem gläsernen Band der beiden Benutzerebenen 19 Meter hoch die geschlossene Fliesenwand, hinter der sich sieben Magazingeschosse befinden. Zwei Bereiche also: der lichtdurchflutete zum Lesen und Studieren an Ort und Stelle oder zur Ausleihe nach Hause, zur umfassenden Information an Katalogen und Handbibliotheken mit Nachschlagewerken aus aller Welt, der andere Herberge für die kilometerlangen Bücherreihen, die auf einer Bodenfläche von sieben mal 55 mal 7,5 Meter durch sinnvolle Regalanordnung zusammengefaßt sind, abgeschlossen vom schädlichen Tageslicht. Der dritte Bereich der Bibliotheksorganisation erschließt sich dem Betrachter von der Gartenseite aus: über den vom Hansaplatz bis zum Garten durchgehenden öffentlichen Räumen (den Lesesälen, der Ausleihe, dem an der Brauhausstraße entlang sich erstreckenden Vortrags- und Ausstellungssaal mit darunterliegender Musikabteilung) deuten die fünf Stockwerke mit ihren langen Fensterfronten auf Verwaltungsräume. Magazin, Benutzung und Verwaltung also sind die drei auch äußerlich kenntlichen Hauptbereiche einer Bibliotheksorganisation.

Nun ist – was zuvor gesagt werden muß – in dem Sechs-Millionen-Bau des Dortmunder Hauses der Bibliotheken, das an der Stelle des im Kriege zerstörten alten Gebäudes in den Jahren 1956–1958 errichtet wurde, nicht nur die Stadt- und Landesbibliothek untergebracht. Die Städtischen Volksbüchereien haben hier ihre große Freihandbücherei Stadtmitte, eine Kinderbücherei und vor allem, in dem dreistöckigen Trakt am Alten Markt, die zentrale Verwaltung für das gesamte öffentliche Büchereiwesen der Stadt; im vierten Obergeschoß des Hauptbaues schließlich befindet sich, mit den zwei obersten

▲ 1958 entstand unweit der Reinoldikirche das „Haus der Bibliotheken“. Über der Glaswand der Lesesäle und der Ausleihe erheben sich die vom Tageslicht abgeschlossenen sieben Magazingeschosse

Magazinen zum Hansaplatz, das Institut für Zeitungsforschung. Alle drei Institute, aus der 1907 gegründeten „Stadtbibliothek“ herausgewachsen, sind rein städtische Unternehmen mit einem jährlichen Finanzaufwand von insgesamt über drei Millionen DM, bei im Gesamt-rahmen geringen, wenn auch dankbar begrüßten Beihilfen durch Land und Landschaftsverband.

Wenn nunmehr von der „Stadt- und Landesbibliothek“ die Rede ist, so darf der zweite Namensteil, ein von dem damaligen Provinziallandtag 1932 zum 25jährigen Bestehen verliehener Ehrentitel, nicht über die wahre Trägerschaft hinwegtäuschen. Dies ist um so bedeutender, als der Name insbesondere unter dem bis 1941 wirkenden ersten Direktor der Bibliothek, Erich Schulz, Leben und Inhalt erhielt. Denn hier wurde wirklich ein umfassendes Bücherarsenal für jegliche Beschäftigung mit Dortmund und Westfalen, der landeskundlichen, geschichtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung und Gegenwartsaufgabe geschaffen. Bedeutsam auch deshalb, weil eine zwar alte und geschichtsträchtige, aber erst im letzten Jahrhundert in der stürmischen Entwicklung ihrer Industrie zu neuer Geltung aufblühende Stadt sich einer von alters her vornehmen Aufgabe städtischer Gemeinwesen wieder besann: ihrer Bürgerschaft die Begegnung mit der im Buch niedergelegten geistigen Tradition, mit den Auseinandersetzungen der Zeit, vor allem mit dem Fortschritt der Wissenschaft in allen ihren Zweigen zu ermöglichen.

Das Bleibende bewahren

Denn die Stadt- und Landesbibliothek ist in erster Linie – wenn sie auch die wichtigsten Werke der schöpferischen Literatur enthält – eine wissenschaftliche Bibliothek, neben der Landes- und Stadtbibliothek Düsseldorf die maßgebende, ausschließlich diesen Zwecken dienende kommunale Einrichtung des Landes Nordrhein-Westfalen. Man mag diese wissenschaftliche



Zielsetzung – sie hat die eigentliche wissenschaftliche Forschung ebenso wie die ernsthafte Fortbildung zum Inhalt – in einer Stadt, die vorerst noch keine Hochschule besitzt, für übertrieben halten. Aber wissenschaftliche Arbeit wird nicht nur an den Hochschulen geleistet, viel mehr noch in den verschiedensten Instituten, Laboratorien, Stiftungen und auch privat. Diese Arbeit ist nicht zentralisiert, sondern weit über das Land verbreitet. Und wenn, wie jüngst ein maßgebender Kulturpolitiker der Bundesrepublik sagte, die Wissenschaft unser Schicksal ist, dann kann in dieser Hinsicht gar nicht genug getan werden. Drohung und Segen der Atomforschung werden uns täglich nahegebracht, die Fortschritte der Medizin steigern die Lebenserwartung, soziologische Untersuchungen sind Grundlage für besseres menschliches Zusammenleben ebenso wie Erkenntnisse der Psychologie, und Forschungen zur Rationalisierung lassen die Unternehmen im Konkurrenzkampf bestehen. Die Breite der Forschung ist damit nur höchst unvollkommen angedeutet. Eines ist sicher: Die vielfältigen Fachgebiete haben wohl ihre ihnen eigentümlichen Arbeitsverfahren, gemeinsam ist allen, daß die aus Überlegung, Untersuchung oder Experiment gewonnenen Erkenntnisse in der Zeitschrift oder im Buch niedergelegt sind; auch wenn sie sich ganz bescheiden geben. Die erste Mitteilung über die geglückte Atomkernspaltung Otto Hahns umfaßt in der Zeitschrift „Die Naturwissenschaften“ 1939 nur wenige Seiten, aber sie leitete eine in ihren Auswirkungen noch nicht abzusehende Entwicklung ein. Im Buch also werden die Ergebnisse der Wissenschaft bleibend; das Bleibende zu bewahren und weiterer Arbeit dienstbar zu machen, ist Aufgabe der Bibliotheken.

Das Wichtigste aus allen Fachgebieten aufspüren

Was vermag die Dortmunder Bibliothek in dieser Hinsicht zu leisten? 220000 Bände sind, wenn auch ein ansehnlicher Bestand, für eine wissenschaftliche Bibliothek noch nicht sehr viel, obwohl es sich hierbei mit geringen Ausnahmen um Einzeltitel handelt und nicht, wie zum Beispiel bei öffentlichen Büchereien durch-



▲ Jedes Buch, gleichgültig, wo es erschienen ist, kann unsere Stadt- und Landesbibliothek beschaffen. Hier im Vortragssaal stehen die wichtigsten Titelnachschlagewerke, die Auskunft darüber geben, was überall in der Welt über bestimmte Themen veröffentlicht wurde

aus üblich, um Staffelexemplare, die je Titel doppelt und zum Teil mehrfach vorhanden sind. Am Vorkriegsbestand von 320000 Bänden, von dem in den Bombennächten 1943 und 1944 250000 Bände verloren gingen, fehlen noch 100000 Bände. Aber immerhin ist der gerettete Rest von 70000 Bänden mit den Neuerwerbungen inzwischen wieder zu einem brauchbaren Ganzen gefügt worden.

Der ständige Ausbau einer wissenschaftlichen Allgemeinbibliothek berücksichtigt alle Fachgebiete. Wenn man jedoch bedenkt, daß auf der Frankfurter Buchmesse 1963 rund 100000 verschiedene Buchtitel zu sehen waren, daß die Zahl der Neuerscheinungen in Deutschland jährlich weit mehr als 20000 beträgt und daß es in anderen Ländern ähnlich ist, daß die Bibliothek selbstverständlich das internationale Schrifttum berücksichtigen muß, dann versteht man, vor welcher Aufgabe der Bibliothekar steht. Es gilt, das Wichtigste aller Fachgebiete in den maßgebenden Kultursprachen aufzuspüren und zu beschaffen. Wichtig heißt dann immer: das dokumentarische Schrifttum, das Quellenmaterial und jene Werke, die neue Gesichtspunkte zu einem Problem bringen, die die Forschung weitertreiben. Der Historiker zum Beispiel, der die Vergangenheit erforscht, kommt ohne die zahlreichen Quellenpublikationen und Urkundenbücher nicht aus, die ihm das Geschehen aus zeitgenössischer Aufzeichnung vermitteln, der Jurist braucht die mehrere hundert Bände zählende Serie der Reichsgerichtsentscheidungen und ihre Nachfolger, und der Germanist das erst vor kurzem abgeschlossene, 1854 begonnene Grimmsche Wörterbuch. Den Stand vor allem der naturwissenschaftlich-technischen Forschung in unserem Land Nordrhein-Westfalen spiegeln die bisher über 1500 Bände der „Forschungsberichte des Landes Nordrhein-Westfalen“, für die Montanwissenschaften dürfte die vielbändige Reihe der „Freiberger Forschungshefte“ aus Mitteldeutschland unentbehrlich sein.

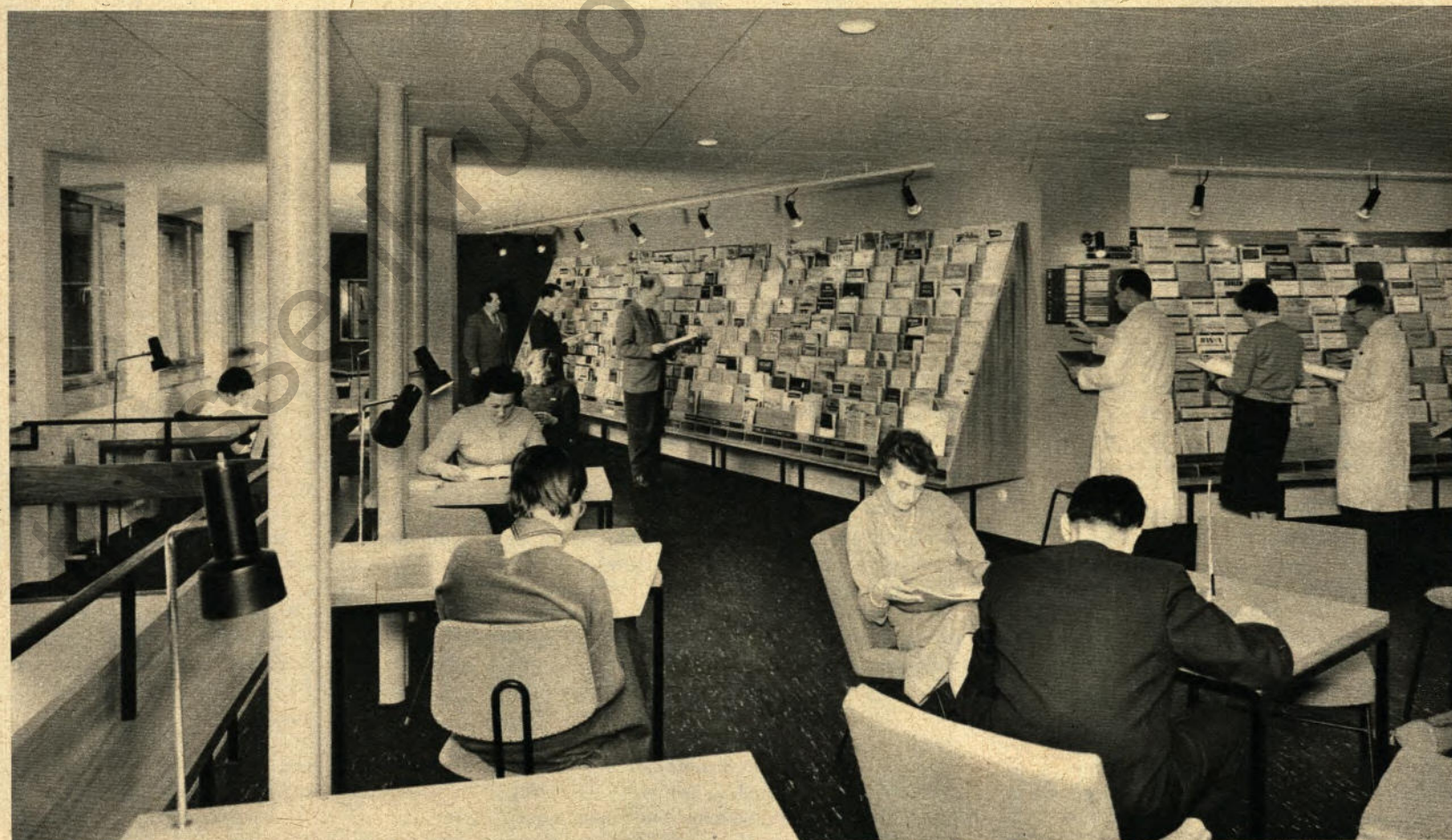
Leihverkehr mit 400 Bibliotheken in aller Welt

Dieser Art ist, an wenigen Beispielen gezeigt, die Literatur, die in Dortmund zusammengetragen wird. Gewiß kann keine Bibliothek – auch die größte nicht – vollständig sein. Sie braucht es auch nicht: Die Bibliotheken haben seit langem eine Verbundwirtschaft verwirklicht, indem sie Schwerpunkte bilden und sich gegenseitig

aus helfen. Für Dortmund sind, im Rahmen der nordrhein-westfälischen Bibliotheken, derartige Schwerpunkte die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, Handel und Verkehr und natürlich die westfälische Literatur. Im sogenannten auswärtigen Leihverkehr vollzieht sich der Austausch auf Gegenseitigkeit. Dortmund steht mit mehr als 400 Bibliotheken im Leihverkehr, darunter 100 ausländischen, wovon einige in Moskau und Leningrad, in Budapest und Warschau, in Preßburg, Prag und Brunn, in Pretoria in Südafrika, Berkeley in Kalifornien und zahlreiche in Großbritannien, Frankreich, Österreich und der Schweiz beheimatet sind. Wenn Dortmund gerade hier überwiegend der gebende Teil ist, so spricht dies für die Qualität des eigenen Besitzes. Rund 6000 Bände werden jährlich nach auswärts verschickt, die gleiche Zahl wird von auswärts entliehen. Man wird zum Beispiel kaum eine japanische Spezial-Zeitschrift, aus der ein örtliches Forschungsinstitut einen Aufsatz über Holzschädlinge brauchte, in Dortmund erwarten können; aber die Zeitschrift wird ebenso besorgt wie eine Veröffentlichung aus Accra in Ghana, wie es praktisch keine Schrift in der ganzen Welt gibt, die nicht beschafft werden könnte.

Doch mit diesen Bemerkungen tun wir eigentlich schon einen Blick in den Vortragssaal der Bibliothek, wo in langen Reihen an den Wänden die wichtigsten Titelnachschlagewerke stehen, in denen zu finden ist, was in Deutschland oder in der Welt von bestimmten Verfassern oder über bestimmte Themen geschrieben worden ist. Es sind zum Beispiel der Katalog des Britischen Museums in London oder der der National-Bibliothek in Paris, Kataloge von zwei der größten Bibliotheken überhaupt, Verzeichnisse von Zeitschriftentiteln und vom Zeitschrifteninhalt, Hochschulschriften-Verzeichnisse oder auch Nachweise zu Spezialfragen bunterster

▼ Mehr als 2000 Periodika – regelmäßig erscheinende Schriften – hält die Bibliothek, 800 von ihnen liegen ständig im Zeitschriftenlesesaal aus



Art, insgesamt 2000 Bände, eine Fundgrube von Hinweisen für jede ernsthafte Arbeit, sofern sie über den in der Bibliothek selbst verfügbaren Bestand hinausgeht.

Lesesäle für Bücher und Zeitschriften

Zumeist wird der Besucher jedoch schon mit dem hauseigenen Bestand auskommen. Im Lesesaal mit seinen über 6000 Bänden, die nur zur Benutzung am Ort bestimmt sind, kann er die wichtigsten Nachschlagewerke, Lehr- und Handbücher aller Fachgebiete einsehen und studieren. Da stehen die maßgebenden Enzyklopädien (dem großen Brockhaus vergleichbar) in den Originalsprachen (Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Dänisch, Schwedisch, Norwegisch, Russisch, Polnisch, Jugoslawisch, Tschechisch, Neugriechisch usw.), biographische Werke, in denen jede bedeutendere Persönlichkeit der Welt nachgewiesen ist, in weiteren Gruppen Wörterbücher zahlreicher Sprachen, Lexika der Kunst, Pädagogik und Religion, die großen Handbücher der naturwissenschaftlichen Fächer und der Medizin, die der Technik mit ihren Untergliederungen, im Sockelgeschoßteil des Lese-

mal Umschau über das eigene Interessengebiet hinaus zu halten.

Mit Rohrpost und Bücheraufzug

Die Hauptmasse des Bibliotheksbesitzes befindet sich jedoch in den Magazinen. Diese Bücher sind fast ausnahmslos – für jeweils vier Wochen – entleihbar. Wie aber erhält der Leser binnen 5 bis 10 Minuten nach Abgabe der Bestellung aus der Sechseinhalb-Kilometer-Buchreihe genau das gewünschte Buch? Vor der Leihstelle im Katalograum stehen zwei Katalogsysteme, ein alphabetischer und ein Sachkatalog, in denen der gesamte Bibliotheksbesitz auf Katalogkarten verzeichnet ist. Weiß der Leser genau den Titel, dann sieht er im alphabetischen Katalog nach; sucht er aber, ohne einen Verfasser zu kennen, zum Beispiel Literatur über spanabhebende Werkzeugmaschinen, dann geht er zum Sachkatalog und überprüft in der entsprechenden Abteilung des Katalogteiles Technik den vorhandenen Bestand. In jedem Fall wird der gefundene Titel mit Standortnummer, die auf dem Katalogzettel steht, auf den Leihschein geschrieben und dieser an der Theke abgegeben. Die Bestellung ist in Sekun-

Bibliotheken gilt, als Grundlage für den Katalogzetteldruck, die Sachkatalogisierung, bei der das Buch seinen Platz im wissenschaftlichen Katalogsystem erhält, Einbandstelle und Buchbinderei (mit zehn Kräften im eigenen Betrieb im 3. Obergeschoß), die dem Buch sein endgültiges, äußeres Gewand geben. Alle diese Arbeiten – man hat für sie an Personal- und Materialaufwand je Buch 15,66 DM errechnet – erfordern höchste Genauigkeit, da schon ein kleiner Fehler eine Schrift für immer unauffindbar machen kann. Insgesamt sind etwa 55 Menschen in der Stadt- und Landesbibliothek beschäftigt. Noch ein Wort zu den Spezialsammlungen, die der Dortmunder Bibliothek die besondere Prägung geben.

Viele Handschriften großer Männer

Die Handschriften-Abteilung bewahrt – neben zahlreichen Frühdrucken, 160 älteren Handschriften, 4600 Ansichten – mit rund 17000 Einzelstücken eine der größten Autographensamm-

▼ *Allein im Lesesaal sind 6000 Bände untergebracht – es sind die wichtigsten Nachschlagewerke, Lehr- und Handbücher aller Fachgebiete*



saales schließlich die Standardwerke der historischen und geographischen Wissenschaften, der Politik, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften und der Jurisprudenz. Der Fortschritt der Forschung findet, insbesondere bei den naturwissenschaftlich-technischen Fächern, seinen Niederschlag zuerst in den Zeitschriften. Die Bibliothek hält über 2000 Periodika (davon über 200 ausländische), von denen rund 800 mit ihrer neuesten Nummer im Zeitschriftenlesesaal ausliegen, den man über eine Treppe vom Hauptlesesaal aus erreicht. Dieser reiche, allerdings wie die Lesesaal-Bücher auch kostspielige Bestand ist der besondere Stolz der Bibliothek. Laufend ergänzt und vervollständigt, vor allem um zurückliegende Jahrgänge, ist er eine Quelle des Wissens und der Anregung für jeden, den der Weg zu dieser vielseitigen Zeitschriftenauslage führt, sei es auch nur, um ein-

denschnelle mittels Rohrpost im zuständigen Magazin, das Magazinpersonal sucht das Buch nach der Standortnummer heraus und schickt es durch den Bücheraufzug zur Leihstelle. Der Bestellschein bleibt als Quittung bei der Bibliothek.

Dies – Lesesäle, Leihstelle, Kataloge – ist der dem Bibliotheksbenutzer sichtbare Teil der Bibliotheksarbeit. Umfangreicher und komplizierter ist derjenige, der bis zum Buch im Magazin und zur Ausleihe führt: Auswahl und Sichtung des Erwerbenswerten und -notwendigen aus der internationalen Bücherflut, wobei Können und Wollen sich nach dem Etat richten müssen, der Erwerbungsverfahren selbst (Bestellung, Übernahme, Inventarisierung, wobei sofort der Standort im Magazin festgelegt wird), dann die Titelaufnahme nach einem genau ausgearbeiteten Regelwerk, das an allen deutschen

lungen (Briefe, Manuskripte u. ä.) der Bundesrepublik, ein weithin noch ungehobenes und, weil eben handschriftlich, einmaliges Forschungsmaterial. Außer größeren Komplexen mit mehreren 100 Stücken (Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Hermann Löns, Freiherr vom Stein) sind über 2000 mehr oder minder große Geister aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Kunst vertreten. Dreizehn Briefe von Karl Marx zum Beispiel werden in die große russische Marx-Engels-Ausgabe des Moskauer Instituts für Marxismus-Leninismus aufgenommen, das dafür der Dortmunder Bibliothek diese vielbändige Ausgabe zur Verfügung stellt, ein schönes Zeichen internationaler wissenschaftlicher Zusammenarbeit. Der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Kultusministerium Nordrhein-Westfalens finanziell geförderte „Autographen-Katalog“ der Biblio-

thek (1962) hat diesen kostbaren Besitz insgesamt erstmals der internationalen Forschung bekannt gemacht, zahlreiche Ausstellungen oder die Hefte der „Mitteilungen“ der Bibliothek zeigen ihn in sachlich begrenztem Themenkreis.

Alles, was Westfalen angeht

Die Westfalica-Sammlung, nach völliger Vernichtung im Kriege heute wieder 35000 Bände zählend, sammelt jedes gedruckte Zeugnis über Westfalen, seien es die großen wissenschaftlichen westfälischen Zeitschriften, die große Reihe der Kunstdenkmäler, grundlegende Werke zu allen westfälischen Lebensbereichen bis zu Privatdrucken, wie Festschriften von Firmen und Werken, von Schützen-, Turn- und Gesangsvereinen u. ä. Dies ist die umfassende westfälische Dokumentation („Landesbibliothek“!), die auch in der bei der Bibliothek bearbeiteten „Westfälischen Bibliographie“ (8 Bände seit 1945), dem Verzeichnis westfälischen Schrift-

► Sogar eine Musikabteilung gehört zur Stadt- und Landesbibliothek. Ihr Bestand reicht von den Anfängen der Musik bis zum Jazz und bis zur elektronischen Musik



▲ Sechseinhalb Kilometer lang sind die Bücherreihen, und dennoch erhält der Leser dank Rohrpost und sorgfältiger Katalogisierung den gesuchten Band innerhalb weniger Minuten

tums, ihren Ausdruck findet, daneben in dem Verzeichnis „Literatur zur Ruhrwirtschaft“ in den IHK-Mitteilungen „Ruhrwirtschaft“.

Klassische Musik und Jazz

Haben diese beiden Abteilungen, mit ihren Lese- und Arbeitsräumen im Zwischengeschoß und 2. Obergeschoß untergebracht, ihre Tradition, so ist die Musikabteilung im Sockelgeschoß eine Neugründung vom Jahre 1960. Sie dient der wissenschaftlichen Forschung ebenso wie der allgemeinen Musikpflege, mit Gesamtausgaben großer Musiker, Sammlungen



▲ Mit Hilfe eines alphabetischen und eines Sachkatalogs findet der Suchende schnell heraus, ob die Bibliothek das gewünschte Buch besitzt, welche weiteren Veröffentlichungen über sein Interessengebiet vorhanden sind und wie deren Standortnummern lauten

von Musikdenkmälern aus aller Welt, Partituren und Klavierausügen und Sing- und Spielmusik für den kleinen Kreis. Der Bestand beträgt zur Zeit rund 17000 Musikalien, die ausgeliehen, und 2500 Schallplatten, die in Abhörkabinen und mit Kopfhörern abgehört werden können. Von den Anfängen der Musik bis zum Jazz und zur Elektrothek, die neuerdings auch Sprechplatten einschließt.

Diese vielgestaltige Bibliothek mit allen ihren Abteilungen steht allen Bürgern der Stadt und des Umlandes vom 15. Lebensjahr ab gegen geringe Gebühr (Jahreskarte 5 DM, Halbjahres-

karte 3 DM; Schüler, Studenten die Hälfte) zur Verfügung, sofern ihre Wünsche mit den Zielen des Instituts übereinstimmen. Wenn die Zahl der Benutzer seit der Eröffnung im Neubau 1958 von 591 auf 5500, die der ausgeliehenen Bände von 8060 auf 125300 jährlich stieg, so ist dies eine eindeutige Stimme für die Bibliothek und ihre Leute. Wenn unter den eingeschriebenen Lesern im letzten Jahr mehr als 2000 Studenten waren, die von ihren Universitätslehrern oft ausdrücklich nach Dortmund geschickt worden sind, so ist dies ein Beitrag zur Qualifikation von Dortmund als Hochschulstadt. Insgesamt darf der Unterhalt und die Förderung einer besonderen wissenschaftlichen Bibliothek durch die Stadt Dortmund angesehen werden als ein Zeugnis für das lebendige kulturpolitische Bewußtsein, das die Pflege der Wissenschaften als eine Daseinsvorsorge ersten Ranges versteht.

BETRIEBSKLIMA- GIBT ES DAS NOCH?

Unsere Aufsatzreihe „Menschen im Betrieb“ begann mit dem Thema „Führen ist eine Kunst“ (1/1964), dem die Aufsätze „Auch Mitarbeiten ist eine Kunst“ (2/1964), „Ein Neuer kommt“ (3/1964), „Mitarbeit ist Zusammenarbeit“ (4/1964), „Diese Jugend heute...!“ (5/1964), „Mitdenken im Betrieb“ (6/1964), „Anweisen – Kontrollieren – Beurteilen“ (7/1964), „Information im Betrieb“ (8/1964) und „Sind Spannungen unvermeidlich?“ (9/1964) folgten. In diesem Heft setzen wir die Reihe mit dem Bericht „Betriebsklima – gibt es das noch?“ fort.

In unserem letzten Beitrag haben wir die „Spannungen“ behandelt, die im Betrieb entstehen können. Gerade im Zusammenhang mit diesem Thema erscheint es sinnvoll, einmal dem vieldeutigen Begriff „Betriebsklima“ nachzuspüren.

Ein unklarer Begriff?

Das Wort „Klima“ stammt aus der Wetterkunde und bezeichnet den durchschnittlichen Ablauf der Witterung über einem bestimmten Gebiet. Wenn wir eine Reise nach Italien gemacht haben oder nach England, haben wir doch einen verhältnismäßig klaren Eindruck vom „Klima“ dort: In Italien war es warm und sonnig, auch wenn es ab und zu geregnet hat. In England war es kühl und windig, auch wenn oft die Sonne schien. Die vielen Eindrücke verdichten sich also gefühlsmäßig zu einer bestimmten Vorstellung.

Ähnlich ist es im Betrieb: Unter den verschiedensten Umständen, die sich aus den Arbeitsbedingungen und dem Verhalten der Mitarbeiter untereinander ergeben, spüren wir bald, ob uns das Betriebs-„Klima“ behagt oder nicht.

Was bestimmt das Betriebsklima?

Praktiker im Betrieb, Direktoren und Gewerkschafter, Psychologen und Soziologen und viele andere haben sich mit dieser Frage befaßt und unterschiedliche Antworten gefunden.

„Es liegt an den Arbeitsbedingungen“, sagen die einen.

„Es liegt an den Vorgesetzten“, meinen andere. Und sie weisen nach, daß Arbeitsgruppen mit herrschsüchtigen Vorgesetzten eine schlechte Atmosphäre haben.

„Es liegt nur am Lohn“, behaupten wieder andere. Sie zitieren jenen Schlosser, der mit „Berliner Schnauze“ bündig erklärte: „Wat heeßt hier Betriebsklima, Piepen woll'n wer sehn!“

Es gibt noch eine Vielzahl anderer Vorstellungen über die Umstände, die das Betriebsklima beeinflussen. Mittlerweile sind sich aber Praktiker wie Wissenschaftler darin einig, daß eine ganze Reihe von Faktoren gemeinsam das Betriebsklima bilden. Wieder ist es nicht anders als bei der Wetterkunde, die das Klima von den Elementen Luftdruck, Windstärke, Nieder-

schläge, Bewölkung und Sonnenschein und von den Faktoren geographische Breite, Seeshöhe und Entfernung vom Meer ableitet.

Vielleicht sollten wir deshalb auch den Begriff „Betriebsklima“ weiter fassen und sagen: die Umstände, die das Verhalten der Mitarbeiter untereinander und zu den Vorgesetzten, die Zufriedenheit bei der Arbeit und die Einstellung zum Werk bestimmen.

Der einzelne und das Ganze

Die Menschen haben heute bestimmte Erwartungen bezüglich ihrer Arbeit, ihres Einkommens und hinsichtlich des Verhaltens der Vorgesetzten ihnen gegenüber. Diese Erwartungen liegen teils in der Person selbst begründet, teils sind sie durch die Einflüsse unserer Gesellschaft und persönliche Erfahrungen bestimmt. Mit diesen sehr unterschiedlichen Erwartungen kommen die Mitarbeiter in den Betrieb. Dort prallen ihre Vorstellungen mit den äußeren Gegebenheiten der Arbeit und des Betriebes zusammen, gemildert oder verstärkt durch das Verhalten des jeweiligen Vorgesetzten. Dazu kommt der Einfluß der Kollegen, die schon eine bestimmte Einstellung zum Betrieb haben. So entwickelt sich ein Prozeß der Einordnung des einzelnen, so prägt sich sein Verhalten und sein

Verhältnis zu Arbeit, Betrieb und Vorgesetzten. Aus allen Umständen formt sich ein Eindruck von der Atmosphäre im Betrieb, vom „Betriebsklima“.

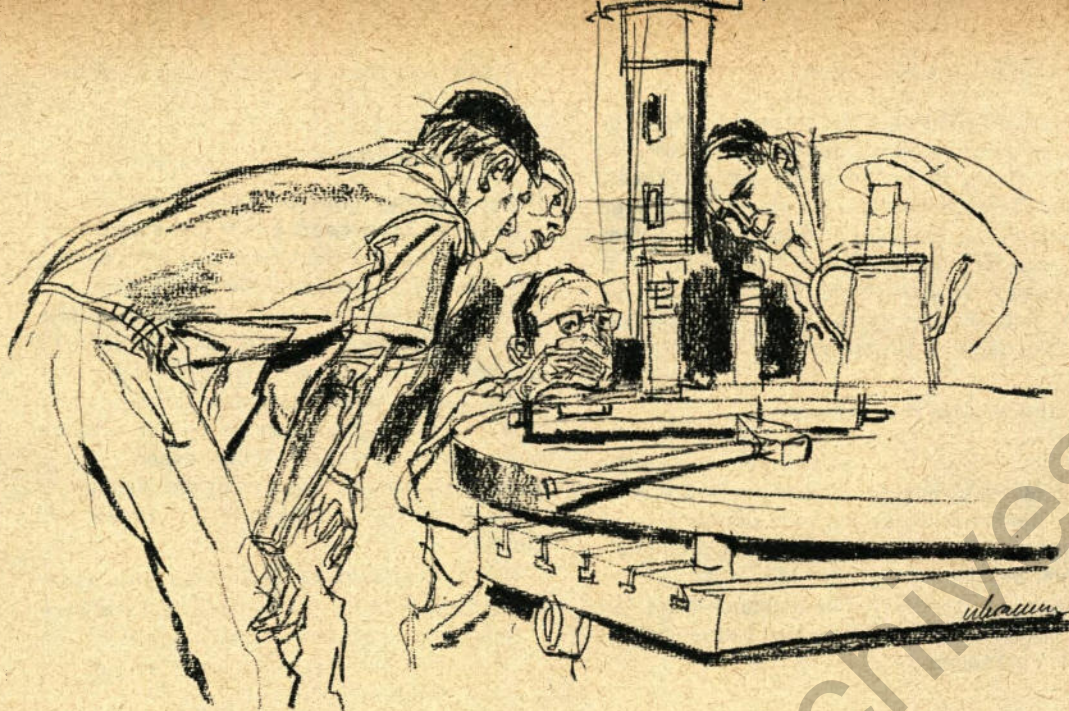
Entscheidend für das Betriebsklima ist also die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Erwartungen, die die Mitarbeiter in den Arbeitsplatz setzen, mit den Verhältnissen, die sie im Betrieb vorfinden.

Das erwarten die Mitarbeiter:

In den letzten zehn Jahren sind in Deutschland viele Betriebsuntersuchungen gemacht worden, die feststellen sollten, welche Erwartungen die Mitarbeiter in den Betrieb mitbringen. Wenn man die genau überprüft, zeigen die Untersuchungen eine erstaunliche Übereinstimmung in ihren Ergebnissen.

... einen gerechten Lohn

Ein verblüffendes, leider aber häufig falsch gedeutetes Ergebnis war, daß die Lohntüte für die Zufriedenheit der Mitarbeiter in dem Betrieb kein entscheidender Faktor zu sein scheint. Die Mitarbeiter beurteilen gerade diesen Punkt sehr sachlich und fühlen sich gerecht behandelt, wenn die Bezahlung ihrer Leistung im rechten Verhältnis zur Bezahlung der Leistung ihrer Kollegen steht. Viele Praktiker wollten das nicht verstehen, denn sie erleben es täglich, daß die Arbeitnehmer mehr Lohn fordern. Mit Hilfe der Untersuchungen fand man heraus, daß die Unzufriedenheit mit dem Lohn häufig nur der Ausdruck einer allgemeinen Unzufriedenheit mit den Arbeitsbedingungen und der menschlichen Behandlung im Betrieb ist. Das leuchtet ein, wenn man daran denkt, wieviel leichter es jedem von uns fällt, seinem Vorgesetzten zu erklären, man sei mit dem Einkommen unzufrieden, als beispielsweise, man käme mit ihm selbst nicht zurecht und halte ihn für einen unangenehmen Menschen. So kommt es, daß bei genauem Untersuchen andere Dinge in den Vordergrund treten, der innerbetriebliche Streitpunkt Lohn



aber zurücktritt. Die Zufriedenheit mit dem Lohn wird ein Symbol für die Zufriedenheit mit dem Betrieb überhaupt.

An dieser Stelle sind sehr viele Denkfehler gemacht worden, und zwar von allen Beteiligten. Man glaubte nämlich, daß der Lohn gegenüber anderen Umständen im Betrieb nur eine geringe Rolle spielt. Das trifft aber nicht zu. Wenn die befragten Arbeitnehmer in den Untersuchungen zu ihrer Lage in der Gesellschaft ganz allgemein und zu ihren Sorgen und Bedürfnissen Stellung nahmen, stand immer die Lohnfrage an der Spitze. Erst im engeren Bereich der Arbeits-erwartungen trat diese Frage zurück.

Ganz unabhängig vom Betriebsklima spielt der Lohn nach wie vor eine entscheidende Rolle. Es ist auch nicht vorstellbar, daß die hohe Bedeutung, die die Bezahlung für einen Mitarbeiter in seinem gesamten Leben hat, ihm in ihrer Wichtigkeit nicht bewußt wäre. Die angemessene Bezahlung wird gleichsam vorausgesetzt.

Ein gutes Betriebsklima kann nicht einen zu geringen Lohn ersetzen. Ein guter Lohn sichert umgekehrt nicht unbedingt ein gutes Betriebsklima.

... einen sicheren Arbeitsplatz

Unter den Erwartungen, die die Mitarbeiter mit in den Betrieb bringen und die ihre Einstellung zu ihm bestimmen, steht der sichere Arbeitsplatz bei fast allen Untersuchungen oben an. Nur eine gesicherte Beschäftigung bürgt dafür, daß man auf die Dauer sich selbst und seine Familie angemessen versorgen kann. Dazu kommt der Wille, einen Arbeitsplatz auszufüllen, einen eigenen Bereich zu haben.

... gerechte Vorgesetzte

Im nächsten Vorgesetzten sehen viele die Anforderungen verkörpert, die Betrieb und Unternehmensleitung stellen. Umgekehrt hängt die Behandlung eigener Wünsche und Beschwerden wesentlich vom Vorgesetzten ab. Anerkennung der eigenen Persönlichkeit, Beurteilung – alles läuft über den Vorgesetzten. In dessen Verhalten sieht sich der einzelne bestätigt, anerkannt oder unterdrückt, benachteiligt, gut behandelt oder nicht. Es bedarf kaum weiterer Erläuterungen, um zu erkennen, wie sehr der einzelne Vorgesetzte auf die Stimmung und das Verhalten jedes Mitarbeiters und der Gruppe und damit auf ihre Einstellung zum Betrieb einwirken kann.

... eine interessante Arbeit

Die Arbeit, die ein Mitarbeiter tagaus, tagein tun muß, bestimmt in hohem Maß seine Zufriedenheit. Die äußeren Arbeitsbedingungen, die der Betrieb bietet, aber auch die Anforderungen an das eigene Können, das Überlassen eines eigenen Bereichs, die Verantwortlichkeit des einzelnen beeinflussen das Betriebsklima. Dabei ist wichtig zu bemerken, daß Überforderungen zwar bestimmt nicht zur Zufriedenheit der Mitarbeiter beitragen, daß aber zu geringe Anforderungen ebenso ungünstig sind. Die meisten Mitarbeiter möchten eine Beschäftigung, die es ihnen erlaubt, ihre Fähigkeiten voll zu entfalten und ihr Können zu zeigen.

Selbstverständlich sind ebenso die äußeren Bedingungen der Arbeit – Arbeitsplatz, Beleuchtung, Arbeitssicherheit u. a. – wichtig für die persönliche Einstellung.



... angenehme Kollegen

Wie die Arbeit selbst, so spielen die Kollegen eine wichtige Rolle für das Wohlbefinden des einzelnen im Betrieb und die ganze Arbeitsatmosphäre. Die meisten Mitarbeiter legen Wert darauf, in der gleichen Arbeitsgruppe zu bleiben und den menschlichen Kontakt mit ihren Kollegen nicht zu verlieren. Die Gruppe, in der jeder den anderen genau kennt, gibt die notwendige tägliche Sicherheit.

... und andere Erwartungen

Die genannten fünf Gesichtspunkte stehen unter fast allen Erwartungen an der Spitze. Aber auch die Erwartungen auf gute soziale Einrichtungen eines Betriebs, auf Aufstiegsmöglichkeiten, auf einen möglichst störungsfreien Arbeitsablauf spielen eine bedeutsame Rolle. Sie dürfen bei der Betrachtung des Betriebsklimas nicht übersehen werden.

Vertrauen durch Information

Erst in einer Atmosphäre des Vertrauens und der Offenheit zwischen Mitarbeitern und Vorgesetzten wird die Arbeit in ihrem Zusammenhang funktionieren und den einzelnen zufriedenstellen. Eine der Voraussetzungen für gute Zusammenarbeit ist die Information im Betrieb. Mit dieser Frage beschäftigten wir uns schon in dem Beitrag in Heft 8/1964 von WERK UND WIR. Damals stellten wir fest, daß die Information sachlich wie menschlich notwendig ist. Bei der Arbeitsteilung und Spezialisierung in der modernen Industrie muß die Information dazu verhelfen, daß der einzelne über sein Fachgebiet hinaus Einsicht in das Ganze des betrieblichen Ablaufs bekommt. Die ständige Information fördert das gegenseitige Verständnis der Menschen im Betrieb untereinander. Mehr Information über die eigene Arbeit und über die betrieblichen Zusammenhänge führt zu größerem Wissen, zu verständigerem Mitarbeiten und zu größerer Zufriedenheit bei der Arbeit. Neben die mündliche Information im Mitarbeitergespräch treten als Informationsmittel das Rundschreiben, der Anschlag am Schwarzen Brett und – nicht zuletzt – die Werkzeitung. Dabei sollte die Erkenntnis wachsen, daß niemand im Betrieb nur das Recht hat auf Information, sondern, daß auch jeder die Pflicht hat,

das Seine zur sachlichen Information beizutragen.

Was bedeutet das alles?

Lange war das „Betriebsklima“ geradezu ein modisches Zauberwort. Lange glaubte man, mit Hilfe eines guten Betriebsklimas die Leistung der Mitarbeiter steigern, die Fluktuation ausschalten und die Fehlzeiten vermindern zu können. Die Dinge wurden zu einfach und einseitig gesehen. Noch in dem Beitrag im letzten Heft wurde gezeigt, daß es naturgemäß Spannungen und Interessengegensätze im Betrieb gibt, die sich nicht ohne weiteres lösen lassen.

Das alles mindert aber nicht die Bedeutung eines guten Betriebsklimas für Mitarbeiter und Betrieb:

Für die Mitarbeiter ist es eine der Grundlagen menschenwürdigen Lebens. Die Umstände, unter denen sie ihre tägliche Arbeit leisten, bestimmen in hohem Maß ihr Leben und das ihrer Familie.

Für den Betrieb bedeutet das Betriebsklima eine der Grundlagen, die Initiative und verantwortungsbewußte Mitarbeit ermöglichen.

Darauf kommt es an:

Ein gutes Betriebsklima stellt bestimmte Forderungen an Betrieb und Mitarbeiter. Ein Betrieb, dessen Vorgesetzte ihre Mitarbeiter als Menschen anerkennen, der sich langfristig und nicht nur in der Hochkonjunktur um die Sicherung der Arbeitsplätze bemüht, der günstige Arbeitsbedingungen schafft, der – als Voraussetzung – einen angemessenen Lohn zahlt, ein solcher Betrieb wird die Erwartungen der Mitarbeiter erfüllen und auf die Dauer ein gutes Betriebsklima haben.

Mitarbeiter, die die Anforderungen in der modernen Industrie erkennen, die sich sachlich, verantwortungsbewußt, initiativ verhalten, die ihrerseits bereit sind, ihre Kollegen anzuerkennen und im Vorgesetzten nicht nur den „schwarzen Mann“ zu sehen, tragen das Ihre zu einem guten Betriebsklima bei.

Ein gutes Betriebsklima kann und soll Schwierigkeiten nicht lösen, die es bei der Arbeit und im Betrieb gibt. Aber es kann sie mildern und an die Stelle unfruchtbarer Auseinandersetzungen sachliche Diskussion und fruchtbare Zusammenarbeit setzen.

50 Jahre bei uns



Karl Matschulat gehörte am 1. Oktober 1964 50 Jahre zu Hoesch. Der gebürtige Ostpreuße kam mit seiner Familie 1910 nach Dortmund, wo der Vater in der Drahtverfeinerung der Westfalenhütte Arbeit fand. Er selber hat vor 50 Jahren bei der Firma Von der Becke, der späteren Becke-Prinz GmbH, den Beruf des Hammer-schmieds gelernt. Im letzten Jahr des ersten Weltkrieges wurde er eingezogen. Als er zurückkehrte, fand er Arbeit am Hochofen der Hütte. Von 1921 bis 1924 fuhr er als Bergmann auf Zeche Kaiserstuhl ein. Von 1924 an bis heute arbeitete er wieder bei Becke-Prinz. Unser Jubilar, der sich sein ganzes Leben für den Sport begeistert hat, ist viele Jahrzehnte Turner und Leichtathlet gewesen.



Paul Jeromin beging am 20. Oktober 1964 sein 50jähriges Arbeitsjubiläum bei Hoesch. Sein Vater war Bergmann auf der Zeche Kaiserstuhl, und der Sohn fing bei der Firma Von der Becke zu arbeiten an. Dort stellte er schon als junger Mann an der Nagelpresse Schienennägel her, die bis 1963 zur Produktion der Becke-Prinz GmbH gehörten. Paul Jeromin, der zwei Jahre des ersten Weltkrieges als Soldat mitgemacht hatte, wurde auch im zweiten Weltkrieg eingezogen. Als er 1945 entlassen wurde, kehrte er sofort an seinen alten Arbeitsplatz zurück. In der freien Zeit widmet er sich seit Jahren dem Kleingarten, dem auch heute noch, nach der Pensionierung, seine ganze Liebe gehört.



Wenn die Schicht zu Ende ist...



Über das Betriebsgelände tönt weithin die Werksirene. Schichtwechsel! Durch das Werkstor ergießt sich ein Strom von Menschen. Das alles wiederholt sich Tag für Tag und Nacht für Nacht. In unserer weitgehend technisierten Welt ist der Rhythmus des Schichtwechsels der Pulsschlag zahlreicher Wirtschaftszweige. Bergbau und Stahlindustrie, Automobilfabriken und Energiebetriebe, Zeitungsverlage und Verkehrsgesellschaften, Bundesbahn und Bundespost und viele andere Unternehmen sind auf die Schichtarbeit angewiesen.

Hohe Belastungen bei Nachtschicht

Wer „auf Nachtschicht“ geht, weiß meistens selbst am besten, daß er besonderen Belastungen ausgesetzt ist. Ein Werksarzt gab uns dafür die Erklärung. „Weil der naturgesetzliche Wechsel von Tag und Nacht mit dem normalen Rhythmus von Arbeit und Ruhe zusammenfällt“, so sagte er, „sind in der Nacht nahezu alle wichtigen Körperfunktionen auf ‚Schongang‘ geschaltet und damit auf Ruhe, Erholung und Aufbau eingestellt.“

Gut schlafen auch am Tage

Deshalb sollte jeder, der eine unregelmäßige Arbeitszeit hat – insbesondere aber der Nachtarbeiter – gesundheitlichen Schäden vorbeugen, indem er die schichtfreie Zeit sorgfältig und mit Vernunft einteilt, so daß er sich entspannen und neue Kräfte sammeln kann. Das geschieht am wirkungsvollsten durch ausreichenden und möglichst ungestörten Schlaf. Hier türmen sich allerdings gewichtige Hinder-

nisse auf. So wird der Schlaf während des Tages stets kürzer und unruhiger sein als in der Nacht, weil, wie bereits erwähnt, tagsüber die Körperfunktionen „auf Touren“ arbeiten. Störungen durch Lärm, Helligkeit oder mißliche Wohnverhältnisse kommen hinzu. Trotz dieser wohl jedem Schichtarbeiter bekannten Schwierigkeiten sollte er unbedingt versuchen, zu einer mehrstündigen Ruhe zu kommen. Wer das versäumt und womöglich das Fernsehprogramm dem Schlaf vorzieht, dürfte im Betrieb schnell ermüden. Schlecht gelaunt und gereizt, wird er weniger aufmerksam sein. Das bedeutet erhöhte Unfallgefahr! – Den Ehefrauen fällt die wichtige Aufgabe zu, über den Schlaf ihres Mannes zu wachen und ihm mögliche Störungen, zum Beispiel durch die Kinder, fernzuhalten.

Nicht zuviel essen, dafür mehr bewegen

Wenn der Schlaf aber nun nicht kommen will? Vielleicht ist das reichliche Essen schuld, das sich der Schichtarbeiter kurz vor dem Zubettgehen einverleibt hat. Mindestens eine Stunde, besser deren zwei, sollte er nach der Mahlzeit verstreichen lassen, ehe er sich niederlegt. Es wird immer wieder gefragt, wann der Schichtarbeiter warm essen soll. Gute Erfahrungen liegen vor, wenn bei Früh- oder Spätschicht die Hauptmahlzeit in der regulären Mittagszeit eingenommen wird, bei Nachtschicht am späten Nachmittage oder am Abend. Schlafen muß der „Schichtmensch“ dann allerdings vor dem Essen. Wie er seine Mahlzeiten auch einteilt: eine gewisse Regelmäßigkeit sollte möglichst beibehalten werden. – Zu empfehlen ist eine

gemischte, an Vitaminen reiche Hausmannskost.

Klug handelt, wer sich nach dem Essen zu einem Spaziergang aufrufen kann und sich in gelöster und sorgenfreier Stimmung, ein Liedchen pfeifend, in der freien Natur bewegt. Schon die tägliche Runde durch benachbarte Grünanlagen oder der Gang durch eine wenig befahrene Straße mit Baumbestand kann zur Entspannung beitragen.

Auch ein Steckenpferd

Unklug handeln dagegen diejenigen, die über die Schicht deswegen jubeln, weil sie die schichtfreie Tageszeit für eine „lohnende“ Nebenbeschäftigung verwenden. Für solchen Raubbau an der Gesundheit und dessen schlimme Folgen gibt es zahlreiche Beispiele. Andererseits trifft man immer wieder Schichtarbeiter, die an irgendeiner Liebhaberei, an einem Hobby, Freude finden. Meistens haben sie noch den Vorteil, dafür helle Tagesstunden nutzen zu können. Aber hier gilt, sich nicht zu übernehmen. Wo der Grundsatz: „Freizeit heißt tun, was Spaß macht“, durchbrochen und Freude zum Zwang wird, ist Einhalt geboten. Falls Sie, lieber Leser, Schichtarbeiter sind und nun noch nach einem Rezept für die beste und vernünftigste Tageseinteilung fragen: Ein solches Rezept gibt es nicht. Sie sollten vielmehr selbst einmal ausprobieren, welche Tageseinteilung Ihnen gemäß ist und Ihnen am besten bekommt. Ihre Wahl dürfte dann richtig sein, wenn Sie die Schicht frisch antreten und auch dann noch herzerfrischend lachen können, wenn sie zu Ende ist.



400 Kinder aßen mit

An jedem Morgen hielt der signalrote Feuerwehrwagen punkt elf Uhr morgens vor der Werksküche des Wohnheimes der Westfalenhütte in der Derner Straße. Dann wurden große Speisebehälter aus dem Haus getragen und im Auto verstaut.

Das Essen, das die Feuerwehr ausfuhr, war für 400 Dortmunder Kinder bestimmt, die die Innere Mission vom 3. August bis zum 8. September zur Erholung in Dortmunder Stadtrandschulen untergebracht hatte. Zubereitet hatten es die hilfsbereiten Köchinnen unseres Wohnheimes Derner Straße. Sie bewältigten gerade noch die zusätzlichen 400 Portionen zu den 1200, die sie täglich für unsere Werksangehörigen kochen. Übrigens ließen sie es sich nicht nehmen, für ihre kleinen Feriengäste den Speisezettel ein wenig zu verändern: statt der Vorsuppen bekamen die Kinder Obst, und auch das Gemüse wurde ihnen reichlicher zugeteilt.

Wie gut das Hoesch-Essen schmeckte, sahen Wirtschaftsleiterin Liselotte Berteau und ihre Helferinnen an den kleinen Geschenken und zahlreichen Dankesbriefen, die der Fahrer des Feuerwehrwagens mit den leeren Speisebehältern zurückbrachte. Einmal waren sogar zwei riesige, rot-weiße Topflappen dabei, damit sich – wie sie schrieben – „die Köchinnen nicht die Finger an ihren großen Töpfen“ verbrennen ...



▲ In der Werksküche des Wohnheimes der Westfalenhütte wurde während der Sommerferien für 400 Kinder der Stadtranderholung gekocht. Auf unserem Bild sehen wir von links nach rechts Wirtschaftsleiterin Liselotte Berteau, Hannelore Schmidt, Karin Reining und Anneliese Stelter





Ludwig Rosenberg:

Gewandelte Beziehungen zwischen Gewerkschaften und Werkzeitschriften

Zum 27. und 28. August hatte der Deutsche Gewerkschaftsbund Schriftleiter verschiedener Werkzeitschriften erstmalig zu einem Informationsgespräch nach Düsseldorf eingeladen. In einer offenen Aussprache wurden gemeinsam interessierende Fragen erörtert und angeregt, derartige Informationsgespräche zwischen dem DGB und den Schriftleitern der Werkzeitschriften fortzuführen. Den Abschluß der Tagung bildete ein Besuch der Bundesfachschule des DGB für maschinelle Datenverarbeitung, die die einzige überbetriebliche Fachschule dieser Art in der Bundesrepublik ist.

Der DGB-Vorsitzende, Ludwig Rosenberg, nahm bei dieser Gelegenheit zu dem Verhältnis zwischen dem Deutschen Gewerkschaftsbund und den Werkzeitschriften Stellung und erklärte:

„Die Aufgabe der Werkzeitionen und die Aufgabe der Gewerkschaftspresse und der Gewerkschaften selbst sind miteinander verwandt, auch wenn sie auf ganz verschiedenen Ebenen und auch mit verschiedenen Zielsetzungen tätig sind. Bei beiden Seiten handelt es sich darum, das Geschehen im Betrieb mit dem größeren Geschehen in der gesamten Volkswirtschaft in Verbindung zu bringen. Es handelt sich weiterhin auch darum, dieses Geschehen in den Rahmen der sozialen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen zu stellen.

Selbstverständlich ist eine Interessenvereinigung, wie es die Gewerkschaften sind, sehr viel mehr in der Lage und auch verpflichtet, ihre eigenen Vorstellungen in einer gewissen Ausschließlichkeit und in einer starken Betonung ihrer Ziele und Absichten herauszustellen. Auf der anderen Seite soll die Werkzeugzeitung selbstverständlich zunächst einmal dem betrieblichen Klima, dem Verständnis der betrieblichen Vorgänge und Zusammenhänge und damit dem Betrieb überhaupt dienen. Daß sich dabei verschiedene Anschauungen ergeben können und daß auch oft gegensätzliche Meinungen vorhanden sein werden, ist selbstverständlich. Solange sie in fairer und sauberer Form dargestellt werden, trägt das sogar dazu bei, bei dem Leser das Verständnis und die Urteilsbildung zu erleichtern und ihm die Möglichkeit zu geben, sich aus der Darstellung der verschiedenen Ansichten eine eigene Meinung zu bilden. Ich bin mir vollkommen bewußt, daß eine Wandlung der Beziehungen zwischen Gewerkschaften und Werkzeitschriften den Gewerkschaften auch deshalb möglich ist, weil sich die Mehrzahl der Werkzeitschriften von einer einseitigen und oft gewerkschaftsfeindlichen Unternehmerpresse zu einem Sprachrohr des Betriebes und seiner vielseitigen Interessen entwickelt hat. Deshalb sieht der DGB in den Werkzeitschriften keinen feindlichen Gegenspieler. Wir hof-

fen, daß wir uns dort, wo wir Gemeinsames haben, auch in unserer Arbeit treffen können, um, ohne unsere grundsätzlichen Anschauungen aufzugeben, auch gemeinsam zu handeln. Über die betrieblichen und über die gesamtwirtschaftlichen Interessen hinaus gibt es etwas Entscheidendes, was wir gemeinsam haben, um das wir alle uns bemühen müssen: Es gilt, die freiheitliche Gesellschaftsordnung als Grundlage unseres Lebens und unserer Existenz zu erhalten.

Wir alle hängen davon ab, daß diese freiheitliche Grundordnung nicht nur formale Angele-

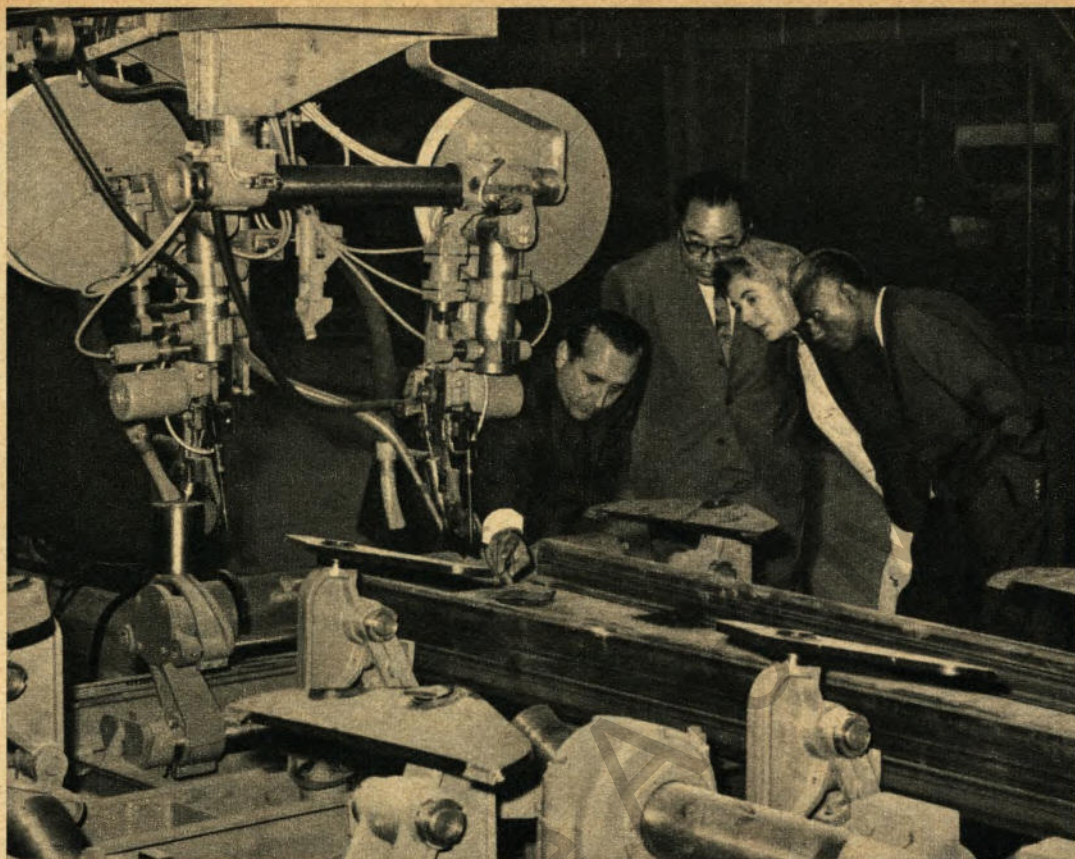


genheit ist, sondern auch von den Menschen mit Überzeugung getragen wird. Das muß sich sowohl im Betrieb wie im Gesamtverhalten in der Wirtschaft und in der Gesellschaft ausdrücken. Dieses Verständnis zu vermitteln, ist eine staatsbürgerliche Aufgabe, die uns beiden gleichermaßen gegeben ist. Ich glaube, daß wir uns unserer großen gemeinsamen Verantwortung bewußt sein sollten und dort, wo es Gemeinsames gibt, dieses auch in Toleranz praktizieren sollten.

Mängel und Fehler der Demokratie können uns nur dazu veranlassen, mehr und immer mehr zu tun, um die Menschen dazu zu erziehen, sich als Demokraten ihrer Aufgaben bewußt zu werden und die ihnen reichlich gegebenen Möglichkeiten in- und außerhalb des Betriebes auch wirklich zu nutzen. Das bedeutet auch, daß wir gelegentlich zu neuen Wegen und Methoden greifen müssen, die dieser Verantwortung gerecht werden. Elendes Gezänk, Freund-Feind-Verhältnis und ein unfaires Kampfgebaren entsprechen nicht dieser Verpflichtung.“

passiert
notiert
fotografiert

Für vorgefertigte Normteile im Wohnungsbau und für den Hoesch-Bungalow interessierte sich auf seiner Deutschlandreise der Minister für Selbstverwaltung und Wohnungsbau der Republik Malaysia, Khaw-Kai-Bok. Mit Angehörigen des nordrhein-westfälischen Ministeriums für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten besuchte er am 19. August unser neuerrichtetes Bandstahlwerk bei Hamm. An den halbautomatisierten Fertigungsstraßen I und II, an denen Hallenrahmen entstehen, erklärt auf unserem Bild Martin Paatz, Mitglied des Direktoriums des Hoesch AG Bandstahlwerks und der Hoesch AG Rohrwerke dem Minister (mit Brille) die Längsschweißanlage, an der Gurte und Steg vollautomatisch verschweißt werden. Rechts vom Minister die Dolmetscherin Frau Dr. Vogel und Botschaftssekretär Yoghartmann.



Oft hängt ein Menschenleben von der schnellen Bluttransfusion im Krankenhaus ab. Deshalb bittet das Deutsche Rote Kreuz immer wieder um freiwillige Blutspenden. Alle Tage fahren Spezialwagen des DRK-Blutspendedienstes Münster und Düsseldorf durch Nordrhein-Westfalen, um die Blutbank aufzufüllen. Einer davon kam im September nach Hohenlimburg. Von den 265 Blutspendern der Stadt waren 261 Mitarbeiter unserer Walzwerke. Sie spendeten durchschnittlich 400 bis 450 Kubikzentimeter Blut, bevor sie – nach einem guten Frühstück – wieder in die Betriebe zurückkehrten.

Auf Einladung der Stadt Dortmund hielten sich 17 Vertreter des von den dänischen Gewerkschaften getragenen Arbeiterbildungsvereins von Odense, der Hauptstadt der dänischen Insel Fünen, im Ruhrgebiet auf, um verschiedene Industriebetriebe zu besuchen und die kulturellen Einrichtungen der Stadt Dortmund kennenzulernen. Innerhalb dieses Programms besichtigten sie am 7. September die Westfalenhütte und fuhrten am 9. September auf unserer Schachtanlage Bockum-Hövel in die Grube. Von diesem Erlebnis zeigten sich die dänischen Gäste besonders stark beeindruckt. Unsere Aufnahme entstand in der Waschkau von Radbod und zeigt als zweiten von rechts den Leiter der Gruppe, Willi Nielsen, unmittelbar nach der Seilfahrt.

Wir
lasen
für
Sie

Zum
Nach-
denken
und
zur
Kritik

RUHR WIRTSCHAFT

Standortvorteile geschwunden

Im allgemeinen dringen Angaben über Erzeugungskosten der Hüttenwerke nicht an die Öffentlichkeit. In letzter Zeit wurde jedoch eine interessante Zahl aus dem neuen französischen Hüttenwerk der „Usinor“ an der Meeresküste bei Dünkirchen bekannt. Die Erzeugungskosten für eine Tonne Roheisen aus den Hochöfen von Dünkirchen betragen 200 Francs und entsprechen damit den Erzeugungskosten der lothringischen Hüttenwerke.

Diese nüchterne Zahl sagt sehr viel aus. Vor nicht langer Zeit, als der große Drang der Hüttenindustrie an die Meeresküste begann, gab es viele Stimmen, die den traditionellen Zentren der Hüttenindustrie im Binnenland einen starken Kostennachteil gegenüber den Küstenwerken nachsagten. Es stimmt, daß durch die Erschließung von vielen neuen Erzlagern in Übersee sowie durch eine laufende Kostendegression im internationalen Seetransport die Erzpreise in der Vergangenheit stark sanken und daß die im Schiff herangeführten Übersee-Erze wesentlich billiger zu verhütten sind als die einheimischen Erze. Auch wurde für Hüttenwerke ohne eigene Kohlenbasis der Bezug von amerikanischen Kohle per Schiff sehr attraktiv. Doch profitierten von dieser Entwicklung nicht nur die Hüttenwerke an der Küste, denen die Erzfrachter im Idealfall bis vor die Hochöfen schwimmen, sondern auch die Binnenhüttenwerke, wenn auch bei diesen noch zusätzliche Umschlags- und Transportkosten hinzukommen.

Daß die genannten Vorteile für die Küstenwerke überhaupt in Erscheinung treten, setzt Hafenanlagen voraus, die in der Möglichkeit zur Entladung von Großfrachtern mit den Überseehäfen konkurrieren können. Bei einem modernen Binnenschiffahrts-transport zu den Hüttenwerken im Inland kann sonst der aus dem Rohstofftransport resultierende Kostenvorteil der Küstenwerke auf einen geringen Betrag zusammenschmelzen.

Der Standortvorteil der Küstenwerke muß sich auf Grund der geringeren Transportkosten der Rohstoffe in niedrigeren Roh-eisenerzeugungskosten ausdrücken. Wenn – wie im Falle Dünkirchen – hier kein Unterschied zum Binnenland ausgewiesen wird, kann von einem Standortvorteil am Meer nicht mehr die Rede sein. Woran es im speziellen Fall Dünkirchen liegt, ist nicht ohne weiteres zu übersehen. Ein Einfluß der technischen Anlagen dürfte nicht vorliegen. Die beiden Hochöfen von 8,5 und 8,7 Meter Gestell Durchmesser und einer

Erzeugungsleistung von je 2500 Tonnen am Tag sind modern und jüngsten Baudatums. Heute dürfte weitgehende Übereinstimmung darüber bestehen, daß der ausschlaggebende Faktor für den optimalen Standort eines Hüttenwerkes seine Lage zum Verbraucher ist. Nicht nur die Frachtkosten der Fertigprodukte spielen dabei eine Rolle, sondern auch traditionelle Bindungen zum Kunden. Hieraus resultiert auch der Standortvorteil der Ruhrhüttenwerke gegenüber Hüttenwerken an der Küste ohne ein „Hinterland“ mit verarbeitender Industrie.

Wenn im speziellen Fall Dünkirchen der aus der Küstennähe sich anbietende Export der Fertigerzeugnisse nicht günstig realisiert ist und die Usinor auf traditionelle Kunden in Nordfrankreich und im Pariser Raum angewiesen ist, schwindet jeder Vorteil aus der Standortlage an der Küste. Es ist bezeichnend, daß sich ein Hüttenwerk mit dem Standort am Meer ebenso intensiv um Binnenschiffahrtswege und Kanäle bemüht wie die Konkurrenz im Binnenland. Für die Usinor soll ein Kanal mit Anschluß an die ostfranzösischen Wasserwege für 1300- und 1500-Tonnen-Schubschiffe gebaut werden. Hier wird demonstriert, was führende Männer der Ruhr während des Booms der Küstenstahlwerke wiederholt gesagt haben: Entscheidend ist die Lage zu den Verbrauchern.

„Ruhrwirtschaft“ Nr. 8/1964

Rheinischer Merkur

Vergreisung

Die zunehmende Lebenserwartung wird seit langem als wichtigstes Positivum unseres Jahrhunderts gefeiert. Sie ist ein unbestreitbarer Erfolg der modernen Medizin. Nach Auskunft des Deutschen Industrie-Instituts ist die mittlere Lebenserwartung des deutschen Mannes in den vergangenen neunzig Jahren von 35 auf 66 Jahre, die der Frau von 38 auf 72 Jahre gestiegen. Allerdings kommt der Rückgang der Sterblichkeit den einzelnen Altersgruppen sehr unterschiedlich zugute, und zwar zunächst den Säuglingen, dann den Kleinkindern, dann den Erwachsenen und zuletzt – und am wenigsten – den Greisen. Die Lebenserwartung der Fünfzigjährigen stieg nur noch um sechs bis sieben Jahre. Freilich ist der Schluß, daß die Menschen entsprechend der gesunkenen Sterbeziffer heute im Durchschnitt älter werden, nur mit einer Einschränkung erlaubt. Ein achtzigjähriger Greis zum Beispiel hat heute kaum größere Aussicht, noch wesentlich älter zu werden, als ein gleichaltriger Mann vor hundert Jahren. Nur erreichen heute mehr Menschen dieses Alter als damals. Diese günstigen Auswirkungen des medizinischen Fortschritts finden eine geteilte Beurteilung. Die wachsende Zahl der alten Leute brachte das Schlagwort von der „Vergreisung“ unseres Volkes in Mode und lieferte der Unzufriedenheit über die hohen sozialen Lasten manches Argument. Die Befürchtung einer Überalterung ist in der Tat berechtigt, solange die geburtschwachen Jahrgänge zweier Kriege im Er-

werbsleben stehen. Die Vergreisung ist also eine späte Folge der beiden Weltkriege, nicht aber des medizinischen Fortschritts, denn die gestiegene mittlere Lebenserwartung hat auch einen deutlichen Anstieg der mittleren Leistungsdauer nach sich gezogen. Zwar müssen heute mehr Greise versorgt werden als früher, weil mehr Menschen das Greisenalter erreichen; aber aus dem gleichen Grunde sind auch mehr Erwachsene da, die sie versorgen, und mehr Säuglinge als – statistisch gesprochen – potentielle Erwerbstätige. Der medizinische Fortschritt hat auch dafür gesorgt, daß die Menschen länger erwerbsfähig sind als früher, und es wäre an der Zeit, dieser Tatsache bei der Festlegung der Pensionierungsgrenze Rechnung zu tragen.

„Rheinischer Merkur“
vom 21. August 1964

DIE ZEIT

Jugend hilft dem Alter

Das gehört sich heute so. Man „bekümmert“ sich um die Alten, die Gebrechlichen, die Einsamen. Da müßten wir auch etwas unternehmen. Aber was und wie? Wir erkundigen uns, wo solche Leute wohnen und besuchen sie dann, am besten zu zweien und dreien. Und wir nehmen was Nettes mit: Kaffee, Schokolade, Wurst, ein warmes Kleidungsstück. Und unseren Photoapparat, um die rührende Szene festzuhalten. Unsere Klasse geht in ein Altersheim. Die Leute da müssen sich doch meistens langweilen. Wir Mädchen unterhalten uns mit ihnen, singen und lesen was Passendes vor: „Goldne Abendsonne“, „Die alte Waschfrau“. Wir Jungen übernehmen kleine Hilfsarbeiten: schlagen fehlende Nägel ein, machen Gänge, Einkäufe, führen Gehbehinderte aus. So bitte nicht, ihr jüngeren Leute! Jeder möge einzeln ins Wagnis steigen.

Sicher lebt in der Verwandtschaft, Bekanntschaft, Nachbarschaft ein einsamer Mensch, „alt“ und „einsam“ ist nicht dasselbe. Man kann ihn beachten, ansprechen, ihn näher kennenlernen. Freut er sich über einen Kontakt? Über einen Kontakt gerade mit dir? Nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen, ihn nur aufsuchen, wenn es willkommen scheint, und keine Geschenke aufs Geratewohl mitnehmen. Trinkt er überhaupt Kaffee? Türmen sich vielleicht warme Kleidungsstücke in seinem Schrank? Eine Verlegenheitsgabe demütigt nur.

Auch langweilen sich Heimbewohner auf ihren geselligen Nachmittagen nicht ohne euer gnädiges Eingreifen – sie werden befangen und sprechen gezwungen, wenn ein Schwarm sie heimsucht, der wahllos sein Füllhorn über sie ausschüttet. Sie sind kritischer, als es scheint – deshalb seien etwaige Darbietungen so sorgfältig, als lausche ihnen kulturelle Prominenz. Bei Hilfsarbeiten aber macht euch auf Teppichklopfen gefaßt. Pannen vermeidet man, indem man als Mensch zum Menschen geht, nicht als Reicher zum Armen. Dann kann man womöglich als Besenkehrer heimkehren.

„Die Zeit“ Nr. 37
vom 11. September 1964

Vor zehn Jahren berichtete Werk und Wir



Am 4. Oktober 1954 sprach Bundespräsident Prof. Theodor Heuss zur Eröffnung des 3. Bundeskongresses vor Delegierten des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Frankfurt am Main. Schon im Oktoberheft berichteten wir darüber.



Mensch-Sein in Muße

Zwei Weltanschauungen standen einander wie schwarz und weiß gegenüber, als der Bundespräsident in seiner vielbeachteten Rede auf dem Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Frankfurt dem „Kraft durch Freude“ der Nazis sein „Mensch-Sein in Muße“ entgegenstellte. Was „Kraft durch Freude“ zu bedeuten hatte – „Freude“ also nicht als Selbstzweck, sondern um „Kraft“ zu erzeugen für noch größere und immer größere, immer gigantischere Leistungen –, das hätte ein jeder merken sollen, als aus KdF-Schiffen Truppentransporter wurden und aus dem Werk für Volkswagen eines der „gigantischen“ Werke für Truppenwagen.

Diesem „Kraft-durch-Freude-Ideal“ stellte der Bundespräsident sein schönes Wort vom „Mensch-Sein in Muße“ entgegen, und er sicherlich wußte, daß er mit diesem Wort, das zum geflügelten Wort werden sollte, eine Anklage richtete gegen eine Zeit, in der Mangel an wahrer Muße wahres Mensch-Sein nur allzuoft unmöglich macht; er sicherlich wußte, daß er der Sehnsucht Ungezählter Ausdruck gab, die echte Muße wollen, um echt Mensch sein zu können.

Der Bundespräsident ließ auch erkennen, was er sich unter wahrer Muße, unter Mensch-Sein in Muße vorstellte: „Keine Kraft durch Freude! Ich will Ihnen etwas anderes sagen, das vielleicht sentimental klingt: Mensch-Sein in Muße – (lebhafter Beifall) –, Dinge treiben, die einem Freude machen: Basteln, Sammeln, Sport oder Spiel, Lesen und Wandern, für die Frau, für die Kinder Zeit haben. Denn es geht darum, der mechanisierten Teilarbeit mit ihren einseitig gewordenen Beanspruchungen den Ausgleich entgegenzustellen, dem nicht nur die freie Zeit gilt, sondern auch den freien Atem des weiteren Lebensraumes um des Menschen, um der Familie willen zu gewinnen.“

Reicher, warmer Beifall der Delegierten des Bundeskongresses dankte ihm, der allen aus dem Herzen gesprochen hatte.

Von der See und vom Gebirge

Die sommerliche Ferienzeit ist vorüber. Geblieben sind schöne Erinnerungen, viele Fotos und die Feriengrüße unserer Lehrlinge, die uns von der See und aus Tirol, von Österreich und Oberbayern genau wie aus der näheren Umgebung aus dem Sauerland und aus dem Weserbergland erreichten. Sie kamen von Lehrlingen der Walzwerke Hohenlimburg und der Schmiedag, von Jugendlichen des Hoesch Bergbaus und der Westfalahütte.

242 Berglehrlinge und Jungarbeiter unserer Zechen fuhren mit Omnibussen gen Süden. Sie verbrachten ihre Ferien in Heimen der IG Bergbau und Energie, in Mils, in der Nähe Innsbrucks, in Niederfritz in Österreich (Bild 6), in Weer, das im idyllisch gelegenen Innthal liegt, in Saalfelden am Steinernen Meer und in Miesbach in Oberbayern.

Die Lehrlinge der Schmiedag wählten die entgegengesetzte Richtung. 35 Jungen des zweiten und dritten Lehrjahres (Bild 5) waren 14 Tage im Sportheim des Nordseebades Borkum zu Gast, das mit eigenem Sportplatz und einer Geräteturnhalle ein verlockendes Ferienziel war. 76 Lehrlinge der Walzwerke Hohenlimburg

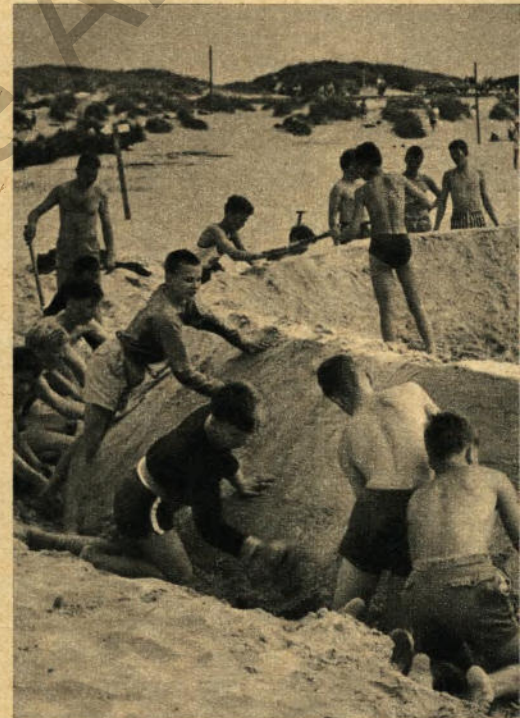
erholten sich zur gleichen Zeit in Borkum, unternahmen Streifzüge auf der Insel, schwammen, bauten Burgen (Bilder 2 und 4) und fingen sogar Schollen im Wattenmeer.

45 weitere Hohenlimburger Jungen machten Urlaub in Burgwedel an der Schlei. Für sie waren eine Halligwanderung und die Hamburger Hafenrundfahrt (Bild 1) Höhepunkte der Reise. Grüße von den Jugendburgen Freusburg und Bilstein (Bild 7) – die eine im Siegerland gelegen, die andere im Sauerland – kamen auch in diesem Jahre wieder von Lehrlingen der Westfalahütte. 45 Jungen verlebten dort ihren Urlaub. 36 Lehrlinge lernten von der Jugendherberge Höxter aus das Weserbergland kennen (Bild 3), und noch einmal 36 fuhren nach Blomberg bei Bielefeld und brachten die Erinnerung an einen Ausflug zum Hermannsdenkmal und an eine Fahrt nach Detmold mit.

Einige der Bilder, die uns die Jungen aus ihren Ferienorten zuschickten, haben wir hier in bunter Folge zusammengestellt. Sie sagen deutlicher als viele Worte, wie schön es ist, in Urlaub und – jung zu sein.



1



2



3



4



5



6



7



Das kostbarste Gut eines Volkes sind seine Menschen, in deren Gedanken die Pläne entstehen, deren Hände die Werte schaffen und deren Herzen mutig genug sind, Gefahren auf sich zu nehmen, damit wir und unsere Kinder einer gesicherten Zukunft entgegengehen. Wir schulden ihnen Dank und jede erdenkliche Hilfe. HEINRICH LÜBKE

50

Hoesch AG Bandstahlwerk

- 1. 10. 1964 Karl Matschulat, Maschinenarbeiter
- 20. 10. 1964 Paul Jeromin, Maschinenarbeiter

40

Hoesch AG Bergbau

- 1. 10. 1964 Franz Behlau, Schachthauer Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 1. 10. 1964 Friedrich Paschedag, Schmied Schachtanlage Emil-Emscher
- 1. 10. 1964 Fritz Huth, Fahrsteiger Schachtanlage Emil-Emscher
- 2. 10. 1964 Eduard Steinbach, Lokführer Schachtanlage Emil-Emscher
- 2. 10. 1964 Paul Krause, Lokführer Schachtanlage Radbod
- 2. 10. 1964 Johann Zielinski, Bote Schachtanlage Emil-Emscher
- 6. 10. 1964 Gerhard Krock, Schlepper Schachtanlage Radbod
- 16. 10. 1964 Johann Brosda, Zimmerhauer Schachtanlage Radbod
- 17. 10. 1964 Bernhard Janek, Hauer Schachtanlage Emil-Emscher
- 20. 10. 1964 Leonhard Becker, Maschinist Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 21. 10. 1964 Gerhard Fragemann, Vorarbeiter Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 21. 10. 1964 Eduard Goetz, Heildiener Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 26. 10. 1964 Czeslaus Garstecki, Hauer Schachtanlage Radbod
- 26. 10. 1964 Karl Stasch, Schießmeister Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

Hoesch AG Westfalenhütte

- 1. 10. 1964 Anton Kolodziej, Kranführer
- 2. 10. 1964 Artur Unterbrink, Vorarbeiter
- 4. 10. 1964 Franz Neumann, Hilfselektriker
- 11. 10. 1964 Ernst Puzicha, Abteilungsvorsteher
- 14. 10. 1964 Stefan Banach, Kolonnenführer
- 15. 10. 1964 Bernhard Tuinman, Kranführer
- 21. 10. 1964 Johann Magnus, Motorenwärter
- 22. 10. 1964 Karl Zimmermann, Dreher

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 28. 10. 1964 Otto Schmidt, Schlosser

Schmiedag AG

- 7. 10. 1964 Wilhelm Westermann, Vorarbeiter

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 3. 10. 1964 Wilhelm Remmert, Abteilungsleiter

25

Hoesch AG Bergbau

- 1. 10. 1964 Franz Tollewski, Schachthauer Schachtanlage Kaiserstuhl
- 1. 10. 1964 Fritz Viets, Maurer Schachtanlage Kokerei Kaiserstuhl
- 2. 10. 1964 Heinrich Berens, Reviersteiger Schachtanlage Emil-Emscher
- 2. 10. 1964 Vinzent Quak, Maschinenhauer Schachtanlage Kaiserstuhl
- 2. 10. 1964 Ernst Liedtke, Rangierer Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 4. 10. 1964 Heinrich Bohl, Hauer Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 6. 10. 1964 Egon Hilsmann, Hauer Schachtanlage Radbod
- 9. 10. 1964 Hermann Diesing, Hauer Schachtanlage Kaiserstuhl
- 14. 10. 1964 Franz Gruber, Maschinenhauer Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 14. 10. 1964 Hans Klausmann, Vorarbeiter Schachtanlage Kaiserstuhl
- 20. 10. 1964 Wilhelm Ziewald, Magazinarbeiter Schachtanlage Emil-Emscher
- 23. 10. 1964 Walter Lorscheider, Hauer Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 23. 10. 1964 Alwin Gabler, Schießmeister Schachtanlage Kaiserstuhl
- 24. 10. 1964 Erich Becker, Hauer Schachtanlage Kaiserstuhl
- 25. 10. 1964 Theodor Linneweber, Anstreicher Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 25. 10. 1964 Karl Rosenkranz, Maurer Schachtanlage Kaiserstuhl
- 26. 10. 1964 Paul Hoffmann, Lehrhauer Schachtanlage Fritz-Heinrich

- 27. 10. 1964 Alfred Mohr, Schießmeister Schachtanlage Kaiserstuhl
- 27. 10. 1964 Paul Oesterwind, Platzarbeiter Schachtanlage Kaiserstuhl
- 27. 10. 1964 Rolf Rautenberg, Bergeklauer Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 27. 10. 1964 Theodor Rochel, Hauer Schachtanlage Kaiserstuhl
- 27. 10. 1964 Josef Scepanski, Bahnreiniger Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 30. 10. 1964 Paul Duffe, Kraftfahrer Schachtanlage Kaiserstuhl
- 30. 10. 1964 Arthur Matschulat, Platzarbeiter Schachtanlage Radbod
- 31. 10. 1964 Karl Gerlach, Lehrhauer Schachtanlage Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

- 1. 10. 1964 Elisabeth Jutka, kaufm. Angestellte
- 3. 10. 1964 Max Urbanski, Baggermaschinist
- 11. 10. 1964 Theodor Rosendaal, Sägevorarbeiter
- 12. 10. 1964 Otto Beckmann, Schreiner
- 15. 10. 1964 Josef Göke, Vorarbeiter
- 20. 10. 1964 Wilhelm Voss, Motorenwärter
- 23. 10. 1964 Heinz Poprawa, Wiegemeister
- 28. 10. 1964 Günter Brinkmann, Vorarbeiter
- 28. 10. 1964 Karl Richter, Scherenmann

Schmiedag AG

- 21. 10. 1964 Hans Engel, Gußputzer

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 1. 10. 1964 Emil Schewe, Maschinenarbeiter

Trierer Walzwerk AG

- 9. 10. 1964 Nikolaus Peters, Kranfahrer

Schwinn AG

- 13. 10. 1964 August Maurer, Maurer

Hoesch Eisenhandel mbH

- 6. 10. 1964 Willi Goralski, Lagerarbeiter

Das nächste Mal, wenn ich verreise . . .

Das nächste Mal, wenn ich auf eine Ferienreise gehe, mache ich alles besser. Jetzt, wieder heimgekommen, bedaure ich, daß ich auf meiner Reise . . . dem Stubenmädchen des Hotels am letzten Tag doch kein Extratrinkgeld gegeben habe. Sie hat vierzehn Tage mein Zimmer aufgeräumt, meine Anzüge ausgebürstet, mein Bett gemacht, mir jeden Abend meinen Schlafanzug schlupfgerecht hingelegt, frische Blumen auf meinen Tisch gestellt, gelüftet, Staub gewischt, das Waschbecken geputzt, sie hat mir jeden Tag einen frohen „Guten Morgen“ geboten – warum habe ich zum Schluß, über die Höhe der Rechnung erschrocken, ihr nicht doch zum Dank ein paar Mark extra in die Hand gedrückt? Vorgenommen hatte ich es mir doch jeden Tag. Als ich sie aber, während ich mein Zimmer verließ, nicht sah, verschwand ich, beinahe erleichtert, wie ein Dieb in der Nacht. Ich hätte ja einfach nur zu läuten brauchen, ich habe doch die anderen Tage oft genug nach ihr geläutet. Jetzt tut es mir leid, wo ich wieder daheim bin.

. . . die kleine Ausgabe für die Bergbahn gescheut habe und im Tal geblieben bin. Ich werde wahrscheinlich in meinem Leben nie wieder in diese Gegend kommen und kann dieses Erlebnis nicht nachholen. Wenn ich nicht im Tal im Wirtshaus sitzen geblieben wäre und mir für das Geld der Bergfahrt ein zusätzliches Gabelfrühstück, ein Bier und ein Gulasch, gekauft hätte, besäße ich jetzt das schöne Erlebnis als unverwischbare Erinnerung in meinem Herzen. So sitze ich wieder in der Stadt, in meiner engen Wohnung, hinten hinaus, im Hochparterre – wie schön wäre es jetzt, davon träumen zu können, wie ich auf dem Berg stand, zwischen Himmel und Erde, den weiten Blick über Land und Grenzen hinaus, die gewaltige Bergwelt mit ihren schneebedeckten Gipfeln vor mir, unter mir das Gletscherfeld. So weiß ich es nur vom Erzählen und Hörensagen, die Bergbahn aber fährt für wenig Geld jeden Tag Menschen in die Höhe, die klüger sind, als ich es war.

. . . die kleinen billigen Postkarten gekauft und verschickt habe, statt der schönen großen, die nur fünf Pfennig teurer waren. Wenn man schon seinen Freunden von unterwegs einen Gruß schickt, warum ehre ich sie nicht mit dem Schönsten, das ich finde? Jetzt liegt überall meine kleine schäbige Karte zwischen den schönen Ansichtskarten des Sommers, die andere aus ihren Ferien schrieben, sie heben die Karten auf, ich weiß doch, und sehen das Bild, die Landschaft, den Dom und die Brücke immer wieder an, alle, die nicht in die weite Welt verreisen können. Manche stecken sie sogar an den Spiegel und, wenn man fragen wird, von wem ist diese traurige, trostlose Karte, so wird man sagen: vom Rösler – und es ist nicht sehr viel Freude und Anerkennung darin. Das nächste Mal werde ich lieber ein paar Karten weniger schreiben, dafür die schönsten auswählen, die ich finden kann. Und wenn sie acht Pfennig teurer sind als die billigen, schlecht gedruckten.

. . . jener unscheinbaren Frau, die mit ihrem großen Rucksack und ihren barfüßigen Kindern zu meinem Tisch kam und mich fragte, ob hier noch Platz sei, geantwortet habe: „Bedaure! Alles besetzt!“ Es war gar nicht besetzt, ich wollte nur nicht bei meiner Mahlzeit gestört werden. Aber dann sah ich die Frau mit ihren Kindern an einem anderen Tisch sitzen, bei jemandem, der Platz für sie gemacht hatte. Sie saßen eng und gedrängt, aber es war eine große Fröhlichkeit unter ihnen, eine Herzlichkeit des Gesprächs, ein schnelles Vertrauen der Kinder zu dem fremden Mann, der genauso gut ich hätte sein können. Sie saßen lange zusammen, die Kinder hatten dem Mann einen Strauß Feldblumen in die Hand gedrückt, und als sie sich nach dem Essen trennten, die unscheinbare Frau mit den einfach angezogenen, barfüßigen Kindern und der Mann, der schon vorher am Tisch saß, winkten sie sich noch lange und lachend zu. Ich aber saß allein und brettelbreit an meinem Tisch, niemand hatte mir eine gesegnete Mahlzeit gewünscht, und der Brotkorb auf meinem Tisch war nicht leergegessen. Ich begnügte mich damit, ein paar Spatzen zu füttern. Doch das ist kein Ersatz für ein gutes Gespräch unter Menschen. Das nächste Mal . . .

. . . ich hoffe, es wird auch für mich wieder ein nächstes Mal geben.

Jo Hanns Rösler

Lebenskunst

Ein Mann war erstaunt, daß man ihn einen Lebenskünstler nannte. Noch nie war ihm eingefallen, daß seine Art zu leben den Namen Kunst verdienen könnte. Wenn es aber so war, schien es ihm unrecht, die Grundsätze der Lebenskunst für sich zu behalten, und er schrieb sie folgendermaßen auf: Leben und Beruf deckungsgleich machen. Das ist nicht einfach, aber immer wieder gelingt es doch einigen, entweder aus ihrer liebsten Beschäftigung ihren Beruf oder umgekehrt ihren Beruf zu ihrer liebsten Beschäftigung zu machen. Das sind die Meisterschüler der Lebenskunst. Die anderen brauchen aber den Kopf nicht hängenzulassen, auch ihnen bleiben noch Chancen genug. Kein Lebemensch sein. Er ist das Gegenteil des Lebenskünstlers und derjenige, der in der Schule der Lebenskunst immer sitzenbleibt. Tölpelhaft ruiniert er im Seelischen wie im Körperlichen seine Genußfähigkeit, statt sie weise zu erhalten, da sie doch die erste Voraussetzung des Genusses ist. Sich nachgeben. Ich kenne eine achtköpfige Familie, die sich keine Butter kaufen kann. Einmal in der Woche aber, am Samstagmorgen, spendieren die bäuerlichen Verwandten ein Kilo Butter. Was tun die acht? Sie setzen sich

an den Tisch und essen sie radikal auf! Sie essen für ihr Leben gern frische Butter und feiern ihr Butterfest. Hast du die Idee, in der Badewanne zu frühstücken? Stell das Servierbrett mit dem Kaffee und dem weichgekochten Ei handlich auf den Rand und laß dir's schmecken! Gelüftet's dich, ein Feuerchen im Freien zu machen? Mach es – aber so, daß die Polizei nicht böse wird. Möchtest du Italienisch lernen? Fang damit an. Nicht anders sein wollen, als man ist. Das Butterfest ist nicht Jedermanns Sache. Meine beiden Söhnchen sind schon grundverschiedene Leute. Der eine verzehrt die Schokolade sofort, der andere spart sie auf. Einer so, der andere so, heißt's beim Apostel Paulus. Jeden Genuß auskosten. Marzipan ist ein Genuß, ein gebratenes Täubchen auch. Dennoch füllt man kein Täubchen mit Marzipan – man würde weder dies noch jenes genießen. Genauso falsch ist es, durch eine schöne Landschaft zu fahren und einen Roman dazu zu lesen oder zu lesen und Musik dazu zu hören. Koste jeden Genuß aus, aber für sich, sonst geht er dir verloren. Unerfüllbare Wünsche erfüllen – in der Phantasie. Wenn du dir etwas sehnlich wünschst, das du nicht haben kannst, stell dir vor, du hättest es schon. Wahrscheinlich wirst du entdecken, daß es in der Nähe an Glanz verliert, wenn du nur genug Vorstellungskraft hast, dich in die Besitzerrolle hineinzudenken, und du merkst, daß es das Maß deines Glücks nicht vergrößern kann. Wem das Seinige nicht ausreicht, sagt Epikur, der ist arm, und wäre er Herr der ganzen Erde.

Jung bleiben. Das ist: noch neu und unerfahren in den Wundern der Welt. Sie hat so viel und vielerlei zu bieten, daß man im längsten Leben nur das wenigste kennenlernen kann. Stehe auf einem Turm, als wär's das erstemal, iß den ersten Pfirsich des Sommers, als wär's der erste deines Lebens. Etwas lieben – sein Herz an etwas hängen. Wenn's nicht anders geht, an die Spinne in der Gefängniszelle.

Das Beste daraus machen. Ein zum Tode Verurteilter, so erzählt uns Hamsun, fuhr auf einem Karren zum Schafott und merkte, daß er auf einem Nagel saß. Er rückte ein wenig beiseite.

Hellmut Holthaus

Plädoyer für einen richtigen Luftballon

Das kleine Mädchen stand an der Straßenecke und sah seinem Luftballon nach, einem gelben, luftgefüllten Ballon, den der Wind ihr entrissen und über die Straße geweht hatte. Einfach weggeweht hatte. Wie einen alten Hut.

Das Mädchen wollte ihm nachlaufen, setzte auch ein-, zwei-, dreimal dazu an und rief, da es von einer verständigen Frau davon abgehalten wurde, schler verzweifelt und laut: „Mein Luftballon! Da! Paßt doch auf!“ – Als könnten die Auto- und Motorradfahrer verstehen, was sie rief!

Ihre Aufregung, ja, ihre Angst, den Ballon zu verlieren, war grundlos. Mir schien sie geradezu unverständlich. Oder hat schon mal jemand gesehen, daß ein alter Hut, der seinem Träger vom Kopf gerissen wurde, im Straßenverkehr abhanden gekommen wäre? Nein! Und nun gar ein hellgelber Luftballon! Die Autofahrer verhielten, jonglierten höflich ein bißchen am Steuer, und als der gelbe Ballon die andere Straßenseite erreicht hatte, was dem kleinen Mädchen gewiß nur unter Lebensgefahr geglückt wäre, fanden sich Kinder und Erwachsene genug, die den Ausreißer fingen und für das Mädchen bereithielten. So bekam die Kleine ihren Luftballon wieder.

Das war früher doch anders! Als ein Luftballon noch ein Luftballon war und sich, den Vögeln gleich, in den Himmel erhob, wenn er freigelassen wurde. Nicht, daß ich dem kleinen Mädchen mißgönnte, seinen Luftballon wieder-zuhaben. Aber was für ein armseliger Wicht war das doch, der sich wie ein alter Hut benahm und über die Straße rollte, statt zu fliegen, statt sich frei in den Lüften umherzutummeln und aufzusteigen, bis er, ein winziger Punkt, sich den Blicken der Menschen entzogen hätte, um seine Weltreise anzutreten. Ich glaube, ich habe nur einmal geweint, als mir solches geschah. Später war es mir eine größere Freude, den Flug meines Luftballons zu verfolgen und von ihm zu träumen.

Hellmut Kleffell

Der Individualist

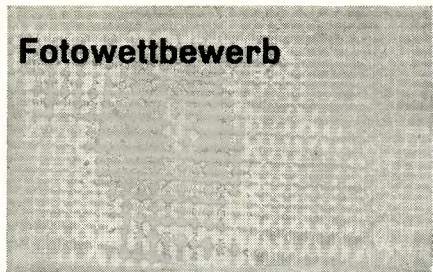
Kaum war er eingestellt, da lief er schon empört zum Chef und rief; es sei sein jetziger Arbeitsplatz noch nicht mal gut für eine Katze –

er bäte drum, ihm ohne Säumen ein eigenes Zimmer einzuräumen! Da man ihn schätzte, gab man's noch am selben Tage ihm, jedoch

schon hörte man erneut ihn klagen: er könne keinen Zwang vertragen und wünsche darum, nicht gebunden zu sein an feste Arbeitsstunden.

Man fand auch hierzu sich bereit – dennoch ging er nach kurzer Zeit und gab als Grund der Kündigung doch wirklich an: „Entmündigung“.

aladin



Unser Oktoberthema: „Menschen auf der Straße“

- | | |
|----------------------|------------------------|
| ① Renate Orth | Schmiedag AG |
| ② Wilhelm Bertram | Schmiedag AG |
| ③ Karl-Heinz Bulasch | Hoesch AG Bergbau |
| ④ Wolfgang Witte | Westfalenhütte |
| ⑤ Gerd Markert | Walzwerke Hohenlimburg |

Für den WERK UND WIR-Fotowettbewerb bitten wir unsere Leser, bis zum 3. November Aufnahmen zu dem Thema „Bei der Arbeit“ und bis zum 3. Dezember zu dem Thema „Zwischen Hochöfen und Zechentürmen“ einzusenden



②



④



⑤

